

DIE WELTWOCH



Wenn der Wurm kommt

Die wählerstärkste Partei der Schweiz im Krisen-Modus.

Von Erik Ebneter

Herzogin der Lenden

Meghan Markles Beutezug durch die britische Monarchie.

Von Agneta Blaha und Piers Morgan

Warum Trump die Schweiz so schätzt

US-Sicherheitsberater Robert O'Brien spricht. Von Urs Gehriger

Was macht eigentlich
Greta Thunberg?
Der Tagesablauf der
Klima-Aktivistin



Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkoenig.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl. NK, Bezug nach Vereinbarung.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8322 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Letzte Einheit reserviert!
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 501'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8300 **Mira-Birchwil**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Preis 2'039'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.CH



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Januar 2020



Königshaus geknackt: Herzogin Markle.

An Prinz Harrys Gattin Meghan Markle scheidet sich die Menschheit. Der legendäre britische Royals-Versteher Piers Morgan sieht das Ausbruchsmänöver der jungen Herzogin als Beutezug. Die Gesellschaftsreporterin Agneta Blaha erklärt, wie die amerikanische Schauspielerin mit erotischer Energie das Königshaus knacken konnte. Chefredaktor Roger Köppel beschäftigt sich mit der Loyalitätsfrage. **Seite 5, 12, 54**

Vor einem halben Jahr elektrisierte die SVP das Land mit ihrem Wurmplakat. Die Botschaft lautete: Die Schweiz wird zerstört. Aber wie steht es eigentlich um den Zustand der erfolgsverwöhnten SVP? Nach mehreren empfindlichen Abstimmungs- und Wahlniederlagen nennt Partei-Doyen Christoph Blocher die SVP einen «Sanierungsfall». Was ist dran an dem Befund? Die *Weltwoche* hat sich bei Aushängeschildern und Hintermännern umgehört. **Seite 24**

Das polnische Oswiecim hat eine dunkle Vergangenheit. Vor den Toren der Stadt wurden im Konzentrationslager Auschwitz während des Zweiten Weltkriegs mehr als eine Million Menschen ermordet: vor allem Juden, zudem auch Polen, Roma und russische Kriegsgefangene. Das Lager ist heute ein Magnet für Touristen. Aber wie leben die Bewohner von Auschwitz im Schatten der Völkermordmaschine? 75 Jahre nach der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee hat Pierre Heumann Oswiecim alias Auschwitz besucht. **Seite 18**

Er ist der Erste, der den Präsidenten grüsst, wenn er morgens im Oval Office erscheint.



Trumps Sicherheitsberater: O'Brien (l.), Gehriger.

Und er ist Letzte, der ein Wort mit ihm wechselt, bevor er sich ins Schlafzimmer verabschiedet. Diese Woche allerdings ist Donald Trumps Nationaler Sicherheitsberater Robert O'Brien seinem Dienstherrn über den Atlantik vorausgeeilt. Kurz vor seiner Fahrt in den Davoser Schnee traf er Urs Gehriger zum exklusiven Briefing zum Weltgeschehen. Vom persischen Freiheitshunger über Kims rebellische Raketenspiele bis ins Herz der Schweiz spannte er den Bogen. Und er verriet, warum Trump die Schweizer so «unglaublich hoch schätzt». **Seite 43**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Leserangebot «Central Sporthotel», Davos Ab an die Bündner Wintersonne!

Wenn die Tage kurz und neblig werden, ist es Zeit für eine erholsame Auszeit in den Bergen. Mit durchschnittlich 600 Sonnenstunden von Dezember bis März ist Davos ideal, um Vitamin D zu tanken. Sie logieren an bester Lage in Davos Platz im «Central Sporthotel».

Geniessen Sie die gesunde Luft, das ausgeglichene Klima und die abwechslungsreichen Freizeitangebote, vom Skifahren über Langlaufen bis zu Winterspaziergängen und Schlittschuhlaufen. Vielleicht haben Sie aber auch einfach das Bedürfnis, gemütlich an der Sonne zu sitzen und das grandiose Panorama zu bewundern. Beste Voraussetzungen für Ihren Aufenthalt bietet Ihnen das «Central Sporthotel» in Davos. Gastfreundschaft hat in diesem Haus seit 146 Jahren Tradition. Nachmittags werden Sie in der Hotelhalle mit einem kostenlosen Tee- und Kuchenbuffet verwöhnt, und zum Frühstück und Abendessen erwarten Sie ausgesuchte regionale und saisonale Speisen.

Zum Entspannen besuchen Sie das grosszügige Hotel-Spa mit Hallenbad, biologischer und finnischer Sauna, Dampfbad und kleinem Fitnessraum. Die erfahrene Masseurin Martina Schele nimmt sich gerne Zeit für eine professionelle Wohlfühlbehandlung.

Im familiär geführten Haus übernachten Sie in einem der renovierten Superior-Doppelzimmer mit Balkon – grosszügig, hell und freundlich

eingrichtet. Die elegante «Central Bar» und das hervorragende Restaurant «Bündnerstübli» runden das attraktive Angebot ab.

Die Geschichte des Hauses widerspiegelt den Aufstieg von Davos zum weltweit beliebten Ferien- und Erholungsziel. 1853 war Davos ein Bauerndorf und das heutige «Central Sporthotel» eine Mühle. Der in der Eingangshalle ausgestellte Mühlstein erinnert heute noch daran.



Platin-Club-Spezialangebot

Sonne tanken im «Central Sporthotel», Davos

Leistungen:

- 3 Übernachtungen im DZ Superior
- Vitaminreiches Frühstücksbüffet und gesundes 4-Gang-Abendessen aus saisonalen und regionalen Produkten
- Zweitages-Pass Skiregion «Davos Klosters Mountains»
- 30 Minuten Massage
- Freier Eintritt ins Hotel-Spa
- Freie Fahrt mit dem Davoser ÖV sowie der Rhätischen Bahn Klosters – Davos Wiesen
- Benutzung von über 70 km Langlaufloipen
- Kostenloses «Davos Klosters Inside»-Gästeprogramm

Spezialpreis (pro Person im DZ):
Fr. 679.– (statt Fr. 799.–)

Bedingungen:

Das Angebot ist gültig vom 12. Dezember bis zum 26. Dezember 2019 sowie vom 1. Januar bis zum 5. April 2020.

Buchungen:

Reservieren Sie unter Tel. 081 415 82 00 oder per E-Mail an reservation@centraldavos.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

«Central Sporthotel» Davos, Tobelmühlestrasse 1, 7270 Davos Platz, www.central-davos.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Unterwerfung

Was der Fall Harry und Meghan über unsere Zeit aussagt.

Von Roger Köppel

Die britische Monarchie ist im Selbstheilungsmodus. Die greise Queen handelt wie ein ausgebuffter Unternehmer. Ihre Instinkte sind bewundernswert. Als sie merkte, dass Prinz Harry und Meghan Markle ein Ego-Projekt durchziehen wollten, zog sie die Reissleine. Mit cooler Eleganz befreite sie das Glamour-Paar von seinen Titeln und ihre Familie von einem Unruheherd. Die 93-Jährige beeindruckt als Führungskraft.

Die Queen gab keinen Millimeter Boden preis. Nicht umsonst nennt sie das Königshaus «The Firm», die Firma. Wer dazugehört, muss sich an die Regeln halten, sonst fliegt er raus. Meghan und Harry wollten die Vorteile der royalen Marke, aber ohne eine Gegenleistung zu erbringen. Das wäre ungefähr so, wie wenn ein entlassener Rolex-Manager weiterhin seine Firmenkreditkarte benutzen möchte. Harry und Meghan wollten nicht dienen, sondern dominieren. Die Queen legte ihr Veto ein.

Das britische Magazin *The Economist* vermutet, die Familienquerelen könnten die Monarchie bedrohen. Solange die Königin am Leben ist, scheint diese Gefahr gebannt. Sie hat das Problempaar mit ihrem chirurgischen Eingriff entfernt. Die Firma bleibt. Ihr Sohn Charles allerdings ist bereit, den beiden weiterhin Millionen hinterherzuwerfen. Daran sieht man, dass er aus anderem Holz geschnitzt ist als die prinzipienfeste Mutter. Kann Charles die Firma nach dem Tod von Elizabeth II. zusammenhalten?

Für die US-amerikanische Schauspielerin Meghan Markle war das britische Königshaus eine Plattform zur Steigerung des eigenen Markt- und Markenwerts. Sie sah die Monarchie als eine Art Hollywood mit alten Möbeln. Und sie hat bekommen, was sie wollte. Ihre Bekanntheit ist gigantisch. Mit Söhnchen Archie hat sie sich blutsmässig auf ewig an den Prinzen gatten Harry gebunden. Während dieser sichtlich leidend die Familienangelegenheiten in England abwickelte, flanierte Meghan mit ihrem Baby wieder gut gelaunt in Kanada. Sie ist die grosse Siegerin des Schlamassels.

Harry hingegen verliert fast alles für die Frau, die er liebt und der er sexuell verfallen ist: seine Titel, seine Uniformen, seinen Rang in der Thronfolge, die Paläste, seine Familie. Der frühere Afghanistankämpfer mit einem Flair fürs Militärische (und für SS-Uniformen) darf künftig nicht einmal mehr seine gelieb-

ten Armeeaufgaben wahrnehmen. In seiner letzten royalen Rede drückte er darüber sein Bedauern aus. Offenbar hat Harry diese Degradierung weder gewollt noch erwartet. Besonders intelligent scheint er nicht zu sein. Sonst hätte er vorher mit der Familie Gespräche geführt und sie nicht einfach überrumpelt.

Harry und Meghan haben ihre Rechnung ohne die Queen gemacht. Sie wollten die



Ikone der Loyalität: Elizabeth II.

Früchte ohne den Schweiß. Das übergreifende Thema hier heisst Loyalität. Loyalität bedeutet innere Verbundenheit mit einer Sache oder mit einem Menschen oder mit einer Gemeinschaft auf der Grundlage gemeinsamer moralischer Vorstellungen und Ziele. Ohne Loyalität können weder Familien noch Unternehmen bestehen, und auch Königshäuser gehen zugrunde, wenn es ihren Angehörigen an Loyalität mangelt. Loyalität ist freiwillige Unterwer-

fung. Loyalität ist das, was die Queen mit ihrem entschlossenen Handeln demonstriert, Loyalität gegenüber ihrer Familie und den damit verbundenen Pflichten, für die Harry und Meghan kein besonderes Musikgehör zu haben scheinen.

Der Fall Harry und Meghan zeigt, dass das moralische Immunsystem der britischen Monarchie und Gesellschaft intakt sind. Kaum jemand hat das Verhalten der beiden Abtrünnigen gelobt. Selbst Skeptiker der Königin sind fasziniert von ihrer Gradlinigkeit. Das zeigt: Loyalität und nicht Illoyalität steht hoch im Kurs. Es mag in allen Sphären der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Kunst und auch des Journalismus Loyalitätsprobleme geben, also Exponenten und Individuen, die nicht mehr wissen, wem gegenüber sie loyal und zuverlässig sein sollen. Doch die breite Empörung oder das höhnische Gelächter über Harry und Meghan machen deutlich, dass wir in Zeiten leben, in denen Loyalität zwar oft missachtet, aber eben dennoch hoch geschätzt wird.

Loyalität ist unter vielen anderen vermutlich der zentrale Leitwert, den das britische Königshaus vorlebt. Und dem es sein eigenes Überleben verdankt. Ohne diese Loyalität zur Krone, zur Pflicht, zu Grossbritannien wäre diese Einrichtung längst gestorben. Loyalität heisst Selbstverzicht und Unterordnung, Zurückhaltung und Bescheidenheit, was die eigene Person angeht. Die Aufgabe steht über allem. Wenn darüber nicht mehr Klarheit herrscht, gerät jede Organisation ins Wanken. Die Queen ist die Verkörperung, ist die Ikone der Loyalität. Ihr Leben ist Opfer, auch wenn sie in Palästen haust. Politiker brennen nach ein paar Jahren aus. Die Queen hält durch, nach wie vor, ein ganzes Leben lang, und sie hält ihre Firma mit charmanter Zähigkeit zusammen. Sie gehört zu den beeindruckendsten Persönlichkeiten der Gegenwart.

Ohne Loyalität geht es nicht. Wenn es in Familien, in Firmen, in der Politik bei der Loyalität nicht mehr stimmt, geht es abwärts. Loyalität ist das unsichtbare Gewebe, das Verbindungen erfolgreich macht. Loyalität aber – das zeigt der aktuelle Fall – ist nicht selbstverständlich. Sie muss eingefordert werden. Bleibt sie trotzdem aus, hat sich die Gruppe von jenen zu trennen, die ihr die Loyalität verweigern.

Harry und Meghan sahen die Monarchie als Resonanzkörper ihrer persönlichen Vorlieben und Geschäftsinteressen. Nicht sie dienen der Institution, sondern die Institution hätte ihnen dienen sollen. Die Entschiedenheit, mit der die Queen auf diesen allzu menschlichen Missbrauch reagierte, macht nicht nur ihre Faszination aus. Sie macht sie zum Vorbild.

Mehr zum Thema: Seite 12, 54

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Miteinander: Pete Buttigieg. Seite 46

Titelgeschichte

- 24 **Wenn der Wurm kommt**
Die Volkspartei im Krisen-Modus

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 Kommentare
Jeder will mit Trump allein
10 Sport Genie auf Ski
10 Migration Willkommensruf
11 Eine Frage der Moral
«Bitte tötet uns nicht»
12 **Meghan Markle**
Sie hat die Monarchie benutzt
13 Porträt der Woche
14 **Kopf der Woche** Ernst Fehr:
Zeitgeist-Schlaumeier
18 Essay der Woche Auschwitz:
Willkommen im Schatten des Todes
20 Mörgeli Hunderttausend tote Kinder
20 Bodenmann Iran und Irak:
Kampf gegen die Jugend
21 Medien
Schlafmützcinnen auf der Redaktion
21 Die Deutschen Verbieten!

Inland

- 28 **Mattea Meyer**
Aufgehender Stern am linken Himmel
32 **Greta Thunberg** Die Klimaaktivistin
abseits vom Scheinwerferlicht
34 **Tollhaus CVP** Richtungskämpfe
erschüttern die Partei
35 **ETH** Angriffe auf Parmelin



Unvergessen: Bruno Manser. Seite 38

Ausland

- 40 **Europas Super-Mutti** Wie Ursula
von der Leyen die EU erziehen will
43 **Robert O'Brien**
«Wir behalten Kim scharf im Auge»
45 **Inside Washington**
Baby-Tourismus
46 **Pete Buttigieg**
Der personifizierte Anti-Trump

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Spritzendiplomatie**
Alarmismus in der Medizinaltechnik
38 **Bruno Mansers Denkmal**
Till Lincke über den Umweltaktivisten
50 **Waldbrände** Hauptursachen sind
Brandstiftung und Fahrlässigkeit
51 **Larry Finks Feldzug**
Kluge Investoren setzen dagegen

Kultur & Gesellschaft

- 30 **Christine Schraner**
Die grosszügige Top-Diplomatin
31 **Mission und Marktwert** Aloys Hirzel
über Roger Federers PR-Strategie
48 **Rauchopfer am Tiber** Matthias
Matussek über «Die zwei Päpste»
54 **Meghan Markle**
Herzogin der Lenden
56 **Béla Batthyany** Der Fernsehmann
hinter der SRF-Erfolgsserie «Wilder»
58 **Zölibat** Gute Gründe,
an dieser Lebensform festzuhalten
59 **Humor** Ricky Gervais gibt
einen *shit* (auf alles)



«In der Politik brauchen wir Zeit, damit wir den Leuten zuhören können.»

Mattea Meyer: Seite 28

Rubriken

- 9 **Im Auge**
Ursula von der Leyen
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf** Roger Scruton
22 **Darf man das?**
22 **Leserbriefe**
23 **Fragen Sie Dr. M.**
33 **Die Bibel** Erziehung
52 **Ikone der Woche**
Lasst uns waldbaden!
57 **Jazz**
Gianluigi Trovesi/Gianni Coscia
60 **Kino** «Bombshell»
60 **Knorrs Liste**
61 **Körzis Hollywood**
Harrywoods neues Traumpaar
62 **Thiel** Mondlandung
62 **Namen**
Zukunftsmusik mal zwei
62 **Fast verliebt** Die Gefährten
63 **Unten durch** Gummiball
64 **Wein** Monument des Gamay
64 **Salz & Pfeffer**
Sinn für Genauigkeit
65 **Auto**
Mitsubishi ASX 2.0 Diamond
66 **Tamaras Welt**
Alexa, ist mein Mann untreu?

NEU Adriaküste mit Herzegowina und Montenegro

TOP
Qualität
&
Preis



Katalog 2020
Jetzt bestellen!



Rijeka–Zadar–Split (–Mostar)–Insel Mljet–Kotor mit yachtähnlicher MV Thurgau Adriatica ****

- 1. Tag Zürich–Zagreb–Rijeka** Individuelle Anreise zum Flughafen. Flug nach Zagreb. Bustransfer nach Fužine. Besichtigung der Tropfsteinhöhle Vrelo und dem Drehort der Winnetou-Serie. Stadtbesichtigung Rijeka. Einschiffung und Abendessen. (A)
- 2. Tag Rijeka–Insel Rab** «Leinen los!» Richtung Insel Rab. Rundgang durch die Stadt. Abendessen an Bord. (F, M, A)
- 3. Tag Insel Rab–Zadar** Busausflug zum Zrmanja Grand Canyon mit Mittagessen und Flussfahrt. Rundgang durch die Altstadt von Zadar. Ind. Abendessen. (F, M)
- 4. Tag Zadar–Šibenik** Schifffahrt entlang der Kornati Inseln. Besichtigung der Altstadt von Šibenik. Bustransfer zu den Krka Wasserfällen. Ind. Abendessen. (F, M)
- 5. Tag Šibenik–Split–Omiš** Stadtrundgang in Split. Besuch des Diokletianpalastes und ind. Mittagessen. Fahrt nach Omiš. Ausflug mit Booten nach «Radmanove Mlinice». Abendessen an Bord. (F, A)
- 6. Tag Omiš–Metković** Fahrt nach Metković. Busausflug nach Herzegowina. Besuch der Altstadt von Mostar. Chefs-Dinner an Bord. (F, M, A)
- 7. Tag Metković–Insel Korčula** Mit Booten ins Neretva-Delta. In Korčula ind. Abendessen. (F, M)
- 8. Tag Insel Korčula–Insel Mljet** Ind. Besuch des Nationalparks. Abendessen an Bord. (F, M, A)
- 9. Tag Insel Mljet–Dubrovnik (Gruž)** Rundgang durch Dubrovnik. Abendessen an Bord. (F, M, A)
- 10. Tag Dubrovnik (Gruž)–Kotor** Fahrt durch die Bucht von Kotor. Stadtrundgang mit Besichtigung der St. Triphons-Kathedrale. Ind. Abendessen. (F, M)

- 11. Tag Kotor** Busfahrt zum Nationalpark und Fluss «Crnojević». Fotostopp mit Blick auf den Skutari See. Ab Virpazar Bootsfahrt nach Rijeka Crnojevica mit Imbiss. Busfahrt nach Njeguši und Mittagessen. Rückfahrt nach Kotor. Abendessen an Bord. (F, M, A)
- 12. Tag Kotor–Dubrovnik–Zürich** Ausschiffung, Panoramafahrt nach Dubrovnik. Flug nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)

Kotor–Rijeka: Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge, ohne Übernachtung auf der Insel Mljet.

MV Thurgau Adriatica ****

Komfortschiff mit Platz für 35 Gäste. Die 1-Bett- und alle 2-Bettkabinen mit Dusche/WC, Föhn TV, Minisafe, Klimaanlage sowie Frischluftzufuhr. Auf OD und PD können die Fenster geöffnet werden, auf dem HD sind die Fenster nicht zu öffnen. VIP Kabinen auf dem PD (ca. 21 m²) mit Aussenbereich, Doppelbett und Sitzecke mit Zweier-Sofa. Kabinen auf PD (ca. 12 m²), OD (ca. 13 m²) und OD vorne (ca. 11 m²) mit zwei Einzelbetten, auf dem HD (ca. 16 m²) mit zwei Einzelbetten oder einem Doppelbett. Die 1-Bettkabine auf dem HD ist ca. 11 m² gross. Gutbürgerliche lokale Speisen werden im Restaurant oder dem Panoramadeck (wetterbedingt) serviert. Bordausstattung: Indoor Lounge, Sonnendeck mit Liegestühlen und Sitzgelegenheiten. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen im gekennzeichneten Aussenbereich erlaubt).



Mostar, Herzegowina



Bucht von Kotor, Montenegro



2-Bettkabine Oberdeck (ca. 13 m²)



Restaurant



Sonnendeck

11 Tage ab Fr. 2090.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie, ohne Flug)

Reisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

Rijeka–Kotor, 12 Tage	Kotor–Rijeka, 11 Tage
11.04.–22.04. 700	22.04.–02.05. 600
02.05.–13.05. 600 ⁽⁶⁾	13.05.–23.05. 500
23.05.–03.06. 500 ⁽⁶⁾	03.06.–13.06. 500 ⁽⁶⁾
13.06.–24.06. 500 ^(6/7)	24.06.–04.07. 500 ^(6/7)
04.07.–15.07. 500	15.07.–25.07. 500
25.07.–05.08. 500	05.08.–15.08. 500
15.08.–26.08. 500	26.08.–05.09. 500
05.09.–16.09. 500 ⁽⁶⁾	16.09.–26.09. 500 ⁽⁶⁾
26.09.–07.10. 600	07.10.–17.10. 700

⁽⁶⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar | ⁽⁷⁾ Flugplanänderung

Unsere Leistungen: Kreuzfahrt mit Mahlzeiten und Ausflügen gemäss Programm, Deutsch sprechende Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	11 T.	12 T.
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2790	2990
2-Bettkabine Hauptdeck	3090	3290
1-Bettkabine Hauptdeck	3190	3390
2-Bettkabine Oberdeck vorne	3590	3790
2-Bettkabine Oberdeck	3690	3890
2-Bettkabine PD (Nr. 315) ⁽⁵⁾	3590	3790
2-Bettkabine Promenadendeck ⁽⁵⁾	3790	3990
2-Bettkabine VIP Promenadendeck ⁽⁵⁾	5490	5690
Zuschlag Alleinbenutzung HD und OD	auf Anfrage	
Flug Zürich–Zagreb/Dubrovnik–Zürich v.v.	390	
inkl. Taxen und Gebühren	139/229	
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	139/229	



Rijeka, Kroatien

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Jeder will mit Trump allein

Von Christoph Mörgeli — Alle sieben Bundesräte reisten ans Weltwirtschaftsforum nach Davos. Sie vertraten ihre unterschiedlichen Interessen mit wenig Erfolg.

Niemand mag in Bern den Hüttenwart spielen, wenn ein Aufstieg zum strahlenden Gipfel winkt. So kam es, dass sämtliche Bundesräte eine mehr oder weniger naheliegende Begründung fanden, um ans WEF nach

dentin Simonetta Sommaruga fast allein moderierte. Der Präsident befand sich nach seiner Wahlkampfrede vor dem Weltwirtschaftsforum in guter Stimmung. Zwar wechselten die Themen in wildem Durcheinander; Sommaruga sorgte aber nach ihrem unvermeidlichen Bekenntnis zum «Green Deal» eines klimaneutralen Kontinents für ein sympathisches Gesprächsklima. Mit Finanzminister Ueli Maurer versteht sich Trump ohnehin bestens, und auch Aussenminister Ignazio Cassis hat einen guten Draht zur amerikanischen Politik.



Licht der Weltprominenz: Trump, Sommaruga.

Davos aufzubrechen. Selbst Innenminister Alain Berset warf sich an die aussenpolitische Front – unter dem Vorwand, er müsse dort die Gleichberechtigung thematisieren. Klaus Schwab rief, und alle Bundesräte kamen. Dabei hatten sie dem WEF-Gründer eben noch das Schweizer Ehrenbürgerrecht verweigert.

Angesichts unseres Departementssystems ohne eigentliches Staatsoberhaupt schwebte über den wenigen Gipfeltreffen aus Schweizer Sicht ständig die Gefahr einer disharmonischen Kakophonie. Die Art, wie unsere Bundesräte die Anliegen ihrer Departemente vortrugen und diese mit ihren ideologisch-parteilich-politischen Präferenzen verbanden, dürfte bei den Gesprächspartnern für mehr Irritation als Verständnis gesorgt haben.

Nicht weniger als vier Bundesräte trafen am Dienstag mit Donald Trump zusammen. Aus dessen Diplomatenkreisen verlautet, mehrere Bundesräte hätten sich im Vorfeld sehr um eine Einzelaudienz bei dem amerikanischen Präsidenten bemüht, über den sie sich ansonsten lustig machen. Doch Trumps Administration erinnerte die Bundesräte des Kleinstaates unsanft an den überfrachteten Terminplan des Präsidenten.

So traf eine bundesrätliche Viererdelegation für vierzig Minuten mit Donald Trump zusammen, wobei auf Schweizer Seite Bundespräsi-

den, wenig ergiebigen «explorativen Gesprächen». Zu unüberbrückbar sind die Differenzen zwischen den USA und der Schweiz in der Landwirtschaftspolitik.

Zur grossen Enttäuschung vor allem des Wirtschaftsdepartements von Guy Parmelin kam man beim Freihandelsabkommen keine Handbreit voran. Die Schweizer Delegation hegte nach positiven Signalen von Trump («Hätte gerne einen Freihandelsdeal») einige Hoffnungen, Davos könne den Durchbruch zum eigentlichen Verhandlungsbeginn bringen. Nun bleibt es bei den längst laufen-

den, wenig ergiebigen «explorativen Gesprächen». Zu unüberbrückbar sind die Differenzen zwischen den USA und der Schweiz in der Landwirtschaftspolitik.

Sommarugas Brandrede

Bereits vor der offiziellen WEF-Eröffnung traf eine bundesrätliche Dreierdelegation zum «informellen Gespräch» mit der neuen EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen zusammen. Teilnehmer waren neben Bundespräsidentin Sommaruga Aussenminister Cassis sowie Justizministerin Karin Keller-Sutter. Es fällt auf, dass angesichts der festgefahrenen Verhandlungen über einen Rahmenvertrag kein skeptischer SVP-Bundesrat zur Stelle war. Auch bei von der Leyen blieb es bei Freundlichkeiten ohne Perspektive einer Annäherung.

«Wir haben einander nicht mit Schlüssel- und Reizwörtern provoziert», meinte Simonetta Sommaruga nach dem Gespräch mit der EU-Kommissions-Präsidentin. Beim Treffen mit Trump gab sich Sommaruga mit ihrem Schlüssel- und Reizwort Green Deal weniger rücksichtsvoll. Und schon gar nicht mit ihrer Brandrede, die so begann: «Die Welt steht in Flammen.» Dabei stehen fast hundert Prozent der Welt nicht in Flammen. Sommaruga produzierte jene Fake-News, die sie ansonsten Trump vorwirft.

Röschens Billion



Ursula von der Leyen, Klimaretterin.

Hätte eine Billion Euro in Scheinen Platz in einem Banktresor? Wird eine solche Geldmenge überhaupt je auf Papier gedruckt oder gleich in Schulden verwandelt? Mit der plakativen Riesensumme will Ursula von der Leyen, 62, den «Green Deal» finanzieren, um das Klima bis 2050 zu retten. In Europa. Und der Rest des Planeten? In Davos steht sie, die Ärztin, neben dem Milliardär Trump im Mittelpunkt der Schicksalsfragen.

Die Präsidentin der Europäischen Kommission ist Expertin des praktischen Teilens und Verteilens, aus einer Familie mit sieben Kindern stammend; auch sie selber hat sieben grossgezogen. Ihre Politikkarriere schien mit dem Zapfenstreich im Verteidigungsministerium glanzlos zu enden, wo die Kanzlerin Merkel die Rivalin in sicherer Distanz parkiert hatte.

Die Militärköpfe widerstanden dem blonden metallischen Charme des «Röschens», wie sie als kleines Mädchen genannt wurde. Die Bundeswehr gilt als Sanierungsfall. Brüssel, die EU, ist die Chance ihres Lebens – und eine Heimkehr, denn dort ist sie 1958 zur Welt gekommen, als ihr Vater Ernst Albrecht, der spätere Ministerpräsident Niedersachsens und glückloser Kohl-Konkurrent, als hoher Beamter bis 1971 für die damalige EG arbeitete. Während Angela Merkel in der abgeschotteten DDR Russisch lernte, zog es die wilde junge Ursula nach London, unter falschem Namen, wie sie unlängst den Studenten der London School of Economics erzählte, ihrer Universität, bevor sie auf Medizin umstieg. Sie war Rose Ladson, wie ihre amerikanische Urgrossmutter, den Decknamen trug sie zum Schutz vor dem Terrorismus der RAF. London war für sie Flucht in die Modernität, Freiheit, das Nachtleben, Punk (ihre Lieblingsband: die Buzzcocks, unübersetzbar). «Ich habe damals mehr gelebt als studiert», und häufig vergass sie, die Haustüre abzuschliessen, hinter der auch der Student Jacek Rostowski wohnte, der später Finanzminister Polens wurde – dem Land, das jetzt den grössten Wandel weg von der Kohlenenergie finanzieren muss aus dem Billionentopf. Peter Hartmann

Genie auf Ski

Von Thomas Renggli —
Beat Feuz und die Kunst
der Nonchalance.



Instinktrennfahrer: Lauberhorn-Sieger Feuz.

Eiger, Mönch und Feuz. Mit seinem dritten Sieg auf der Lauberhorn-Abfahrt liess der 32-jährige Emmentaler das Land jubeln – und stellte klar: Abgerechnet wird im nationalen Bewusstsein auf den Abfahrtspisten, dort, wo das Tempo die Hundertstundenkilometer-Marke übersteigt und die Sprünge fast so weit gehen wie bei Simon Ammann an der Vierschanzentournee. Beat Feuz, gelernter Maurer und Instinktrennfahrer, ist der ideale Botschafter seiner Sportart: ehrlich und spontan im Interview; tollkühn und technisch perfekt auf der Piste. Ihm verzeihen wir sogar, dass seine Partnerin aus Österreich kommt und sein Wohnort mittlerweile in Innsbruck liegt.

Monument des Sports

Am elterlichen Skilift Bumbach verbrachte er fast jede freie Stunde und wurde nach dem Selfmade-Prinzip zum schnellsten Skifahrer der Welt. Laut SRF-Experte Didier Plaschy war das die Basis des Erfolgs: «In der Abfahrt zählt jeder Trainingskilometer. Wer so viel auf Ski gestanden hat, besitzt einen Vorteil.»

Das lässt die Skination Schweiz hoffen. Nach der längsten Abfahrt steht nun die schwerste und gefährlichste bevor: die Streif in Kitzbühel, wo allein der Blick aus dem Starthaus das Blut in den Adern gefrieren lässt und wo schon manche Karriere auf der eisigen Hausbergkante zerschellt ist. Feuz will auch dieses Monument des Sports bezwingen – und eine Niederlage aus dem Vorjahr wettmachen.

2019 hatten ihm zwanzig Hundertstelsekunden auf Sieger Dominik Paris gefehlt. Der Südtiroler mit dem schwer verständlichen Dialekt wäre auch in diesem Jahr der grosse Favorit gewesen. Doch nach einem Sturz in einer Trainingsfahrt blieb er am Dienstag mit gerissenem Kreuzband liegen. Seine Saison ist beendet. Feuz dagegen winkt die Chance auf den ersten Schweizer Sieg am Hahnenkamm seit 2012.

Willkommensruf

Von Alex Baur — Die Schweizer Asyljustiz öffnet die Tore für Migranten, die seit Jahren in Italien leben. Die Betreuung im Belpaese sei unzureichend.

Der italienische Innenminister Matteo Salvini musste seinen Sessel zwar bereits im letzten September räumen. Doch beim Bundesverwaltungsgericht (BVGer) in St. Gallen geistert sein Schatten immer noch herum. Im kürzlich ergangenen Entscheid E-962/2019 wird Salvini sage und schreibe 36 Mal als Urheber eines verschärften Asylregimes in Italien erwähnt. Dieses verstösst nach Ansicht der Schweizer Asylrichter zwar nicht «systematisch» gegen europäische Normen. Doch bei «besonders verletzlichen Personen» sei die soziale Rundumversorgung nicht immer gewährleistet.

Die Schweizer Behörden dürfen deshalb Asylbewerber, die bereits in Italien einen Antrag gestellt haben, nicht mehr ohne weiteres zurückschicken, wie es das Dublin-Abkommen vorsieht. Bislang war man froh, wenn die Italiener die unerwünschten Migranten überhaupt zurücknahmen. Dieses Prinzip soll nun umgekehrt werden: Die Italiener müssen in jedem einzelnen Fall nachweisen, wie sie die soziale Rundumversorgung gewährleisten.

Die Italiener werden die Rüge aus St. Gallen mit einem Schulterzucken quittieren. Zweifellos ist im Belpaese nicht alles so makellos durchorganisiert wie in der Schweiz. Noch verhungert aber niemand, und es wird auch keinem die medizinische Grundversorgung verweigert. Andererseits wird sich Italien kaum um

die tendenziell schwierigen Migranten reissen. Man ist froh, wenn die Schweiz sie übernimmt.

Der Grundsatzentscheid basiert auf NGO-Berichten über Italien, welche die Gerichtspräsidentin Emilia Antonioni Luftensteiner (Grüne) persönlich im letzten Sommer von ihrem Sekretär zusammentragen liess. Im Dezember wies das BVGer in mindestens vier Fällen die Rückschaffung von nigerianischen Staatsbürgern ab. Alle hatten mehrere Jahre in Italien gelebt, bevor sie Anfang 2019 illegal in die Schweiz einwanderten: ein Ehepaar mit sieben Kindern, je eine Frau mit einem zweijährigen Kind sowie eine alleinstehende Mutter mit zwei Kindern. Letztere gab den Anlass zum eingangs erwähnten, vierzig Seiten umfassenden Leitentscheid.

Zweifel an der Rundumversorgung

Die betreffende Nigerianerin kam 2010 als Prostituierte nach Italien. Zumindest zeitweise verfügte sie über eine Aufenthaltsbewilligung, reiste sie 2015 doch für einen Urlaub nach Nigeria. Am 28. Juli 2018 kam sie mit ihrem Kind in die Schweiz und stellte einen Asylantrag, weil ihr Partner sie geschlagen habe. Da die Frau schwanger war, ruhte das Verfahren erst einmal bis zur Geburt ihres zweiten Kindes. Im Januar 2019 stimmte Italien im Sinne des Dublin-Abkommens einer Rücknahme zu und gab eine allgemeine Garantie ab, dass für die Mutter und die Kinder gesorgt werde.

Doch den Hilfswerken reichte das nicht. In einer konzertierten Aktion reichten sie Anfang 2019 eine Reihe von Rekursen gegen die Rückschaffungen nach Italien ein. Wegen des (notabene vom italienischen Parlament abgesetzten) «Salvini-Dekrets», so die stereotype Begründung, sei die Betreuung von Asylsuchenden in Italien nicht mehr gewährleistet.

Nach fast einem Jahr Bedenkzeit gelangte das Bundesverwaltungsgericht im Fall der Nigerianerin mit den zwei Kindern zum Schluss, dass die Rundumversorgung womöglich nicht gewährleistet sei. Die Frau klagt über hohen Blutdruck und psychische Probleme, angeblich eine Spätfolge der Prostitution. Da eine lückenlose Betreuung in Italien womöglich nicht gesichert sei, darf sie nun bleiben.

Die anderen Fälle sind ähnlich gelagert. Gemeinsam ist ihnen, dass sie voraussichtlich der Sozialhilfe noch lange erhalten bleiben. Und wenn der Willkommensruf aus der Schweiz unter den gescheiterten Migranten in Italien einmal die Runde gemacht hat, werden zweifellos noch viele nachrücken.



Rüge aus St. Gallen: Italiens Ex-Minister Salvini.

«Bitte tötet uns nicht»

Von Eugen Sorg — Die Liquidierung Qasem Soleimanis durch die US-Drohne «Sensenmann» hat nicht das Weltende eingeläutet. Sie könnte im Gegenteil der Auftakt einer Gesundung sein.

Es gibt absolut nichts, was ich dagegen tun könnte», höhnte Ajatollah Chamenei, Oberhaupt des iranischen Gottesstaates, anlässlich des Freitagsgebets in Teheran an die Adresse von Donald Trump. Soeben hatte ein paramilitärischer Mob die amerikanische Botschaft in Bagdad angegriffen, und vier Tage zuvor war ein amerikanischer Vertragsarbeiter auf einer US-Basis im Nordirak durch eine Rakete getötet worden. Beide Attacken, ebenso wie viele frühere, waren vom Iran orchestriert gewesen.

Doch Chamenei irrte sich. Nur wenige Stunden nach seinem Diktum zerfetzte eine amerikanische Drohne namens «Sensenmann» die Nummer zwei des Mullah-Regimes, Qasem Soleimani, auf dem Flughafen im irakischen Bagdad. Die Liquidierung muss für die iranische Führung ein gewaltiger Schock gewesen sein. Auf einen Schlag wurde den Mullahs bewusst, dass jeder von ihnen überall und jederzeit getötet werden konnte. Ihre Geheimdienste waren offensichtlich infiltriert, und die Amerikaner verfügten nicht nur über eine tödlich überlegene Militärtechnologie, sondern sind unter Trump auch willens, sie gegen höchste Regierungsvertreter einzusetzen.

Seit vierzig Jahren hatte die obskure Diktatur in Teheran im Namen der Islamischen Revolution eine Politik des internationalen Schreckens betrieben: Auftragsmorde und Selbstmordattentate in der halben Welt, von Beirut über Berlin, Paris bis nach Buenos Aires; Geiselnahmen und Entführungen; Destabilisierung des Mittleren Ostens durch Unterwanderung ganzer Länder wie Libanon, Syrien, des Jemen, des Irak mittels Finanzierung und Bewaffnung von Teheran-treuen Kampfverbänden; systematisches Belügen der internationalen Atombehörde, um den Bau einer eigenen Atombombe voranzutreiben; und als Basso continuo permanente Drohungen und Aktivitäten, Israel, diese «schwarze und dreckige Mikrobe», als ein «Geschwür von der Weltkarte zu tilgen».

Schon mehrmals hätten die Amerikaner die Gelegenheit gehabt, Top-Figuren wie

Soleimani, das düstere militärische Gehirn der Terror-Diplomatie, zu eliminieren. Aber keiner der bisherigen US-Präsidenten wollte das Risiko eingehen, die Wut der Mullahs heraufzu beschwören. Stattdessen setzte man auf Dialog, Beschwichtigung und Appeasement, als sei Politik eine Form von Gruppentherapie. Die Mullahs freuten sich. Sie deuteten die Verhandlungsförmigkeit des Westens als Schwäche und nützten sie dazu aus, ihre Provokationen und Aggressionen langsam, aber immer kühner zu steigern. Sie fühlten sich sicher, dass ihnen nichts passieren würde.

Die amerikanische Todesdrohne setzte diesem gefährlichen Spiel jäh und unerwartet ein Ende. Teheran tobte und donnerte und schwor «Rache, schwere Rache». «80 Millionen Dollar» setzte es als Belohnung für den Kopf des «Clowns» Donald Trump aus und versprach die Vernichtung von «6236 amerikanischen Zielobjekten». So viele Verse hat der Koran. Die uneinlösbare Masslosigkeit der Drohungen verriet Teherans Ohnmacht. Dort hatte



man realisiert, dass man an einen Stärkeren geraten war.

In den westlichen Mainstream-Medien wurde mit entfesselter Angstlust über die Ereignisse berichtet. Die Kommentatoren und Experten zeigten sich wie immer bei Zornausbrüchen in der islamischen Welt auch diesmal schwer eingeschüchtert von der schwarzen Prophetie der Ajatollahs und sagten eine «Eskalationsspirale» voraus, ein «explodierendes Pulverfass», einen «Flächenbrand», einen «Triumph des Iran», den «dritten Weltkrieg.» Terrorgeneral Soleimani wiederum erhielt viele schmeichelnde Charakterisierungen. Er sei eine «weltweit bewunderte» Persönlichkeit gewesen, schrieb beispielsweise die *New York Times*, ein «Nationalheld», ein islamischer «Richelieu», ein «de Gaulle». Trump hingegen sei ein «Kriegstreiber», ein «Kriegsverbrecher», «Hitler». Antiamerikanismus, Trump-Gestörtheits- und Stockholm-Syndrom flossen ineinander und führten zum Kollaps des politischen Analysevermögens und zur Perversion des moralischen Urteils.

Die Hollywoodschauspielerin und #MeToo-Frontfrau Rose McGowan brachte diesen geistigen Bankrott in einem Tweet perfekt zum Ausdruck: «Lieber Iran, die USA haben euer Land, eure Fahne, euer Volk missachtet. 52 Prozent von uns bitten demütig um Entschuldigung. Wir wollen Frieden mit eurer Nation. Wir sind Geiseln eines terroristischen Regimes. Wir wissen nicht, wie wir fliehen können. Bitte tötet uns nicht.»

Trump hatte nach Soleimanis Ausschaltung gewarnt, dass auf jeden getöteten Amerikaner ein schrecklicher Gegenschlag folgen würde, hatte aber gleichzeitig auch Gespräche angeboten. Die herrschenden Mullahs mögen religiöse Extremisten sein, aber sie sind nicht lebensmüde oder dumm. Sie wissen, dass «der grosse Satan» Amerika in der Lage wäre, ohne einen Fuss auf iranischen Boden setzen zu müssen, alle wichtigen militärischen und wirtschaftlichen Anlagen innerhalb von dreissig Minuten zu zerstören. Und vor allem wissen sie jetzt auch, dass der gegenwärtige Präsident nicht zögern würde, seine Warnungen wahrzumachen.

Die Drohne «Sensenmann» hat nicht das Weltende eingeläutet. Sie könnte im Gegenteil der Auftakt zu einer Entwicklung gewesen sein, welche die apokalyptischen Mullahs zum Wohle der ganzen Welt daran hindern wird, in den Besitz von Atombomben zu gelangen.



«Gut gemacht, Ihre Majestät»: Queen, Meghan, Harry.

Brennpunkt

Sie hat die Monarchie benutzt

Von Amy Holmes — Für Meghan Markle ist die königliche Familie ein grosses Geschäft. Reichtum und Ruhm der Royals beute sie zynisch aus, erklärt uns Piers Morgan, Englands Chef-Deuter des Zeitgeschehens.

Jeder, der in den vergangenen zwei Jahren den Medienprofi Piers Morgan gelesen oder gesehen hatte, wusste, dass seine Reaktion auf Harrys und Meghans Rückzug grantig sein würde. Was der scharfzüngige Kommentator des Zeitgeschehens am Tag nach der Ankündigung desselben in seiner Kolumne in der *Daily Mail* schrieb, war keine Analyse, sondern vielmehr eine Aschenwolke vulkanischer Wut.

«Für wen zum Teufel halten die sich? Ernsthaft?»

Ich habe einige schändliche königliche Possen gesehen. Aber aus reiner Arroganz, Anspruchshaltung, Gier und berechnender Respektlosigkeit heraus hat sich noch nie jemand so verhalten wie der Herzog und die Herzogin von Sussex.»

Das war nur der Anfang.

Morgan prügelte auf das Adelspaar gnadenlos ein, «verblendete Clowns» seien sie. Am heftigsten attackierte er Meghan, eine ehemalige Hollywoodfreundin, die er jetzt verabscheut. Laut Morgans verbittertem Bericht pflegte die ehrgeizige amerikanische Seifenoperndarstellerin die Freundschaft mit ihm nur, um die schmierige Stange des Starruhmes hinaufzuklettern. Nach dem wundersamen Moment, als sie Harry nahekam, fühlte sich Moderator Morgan «schneller vergessen als ein Kaugummi, der an der Unterseite ihrer Louboutin-Absätze klebte».

Morgan, Vater von vier Kindern, ist ein leidenschaftlicher Verteidiger von Meghans ausrangiertem Vater Thomas Markle, den er mehrfach interviewt hat. Morgan wirft Harry und Meghan vor, «herzlos» zu sein und sich mehr um Aussenstehende als um die eigene Fa-

milie zu kümmern. Letzte Woche, als sich das Palastbeben auf der Richterskala nach oben schraubte, streckte ich meine Fühler nach Morgan aus (ich war während der Obama-Ära regelmäßiger Gast in seiner CNN-Show «Piers Morgan Live»), um nach seine aktuelle Krisenbilanz einzuholen.

Kaum hatte er das Telefon abgenommen, wurde der Brite brutal deutlich. «Sie hat Prinz Harry und die königliche Familie benutzt, um einen adligen Status zu bekommen. Nun will sie ihren Verdienst maximieren und als Paar eine königliche Version von Jay-Z und Beyoncé sein.» Morgan sagte weiter: «Meghan Markle hat sich

in die Königsfamilie eingeschleust, ist seit weniger als zwei Jahren hier und macht sich schon wieder aus dem Staub: Sie will ihren Zugang zur Königsfamilie nutzen, um ein Weltstar zu werden, der Millionen von Dollars verdient.»

Piers Morgan ist mit globalem Ruhm gut vertraut, auch mit seinem eigenen. Auf den Geschmack kam er als Sieger von Donald Trumps «Celebrity Apprentice»-Reality-Show. Morgan gilt als eine der bekanntesten, einflussreichsten und provokativsten Medienpersönlichkeiten Grossbritanniens. Seine ITV-Show «Good Morning Britain» ist ein Quotenrenner; seine wütenden Ausfälligkeiten und Rundumschläge sorgen regelmässig für Schlagzeilen.

Der 54-jährige Südländer besteht darauf, dass die Art von glitzerndem Ruhm, nach dem sich die Herzogin seiner Meinung nach sehnt, ein Affront gegen ihre königlichen Schwieger-

eltern ist. «Die Amerikaner», sagt er, «sehen all dies sehr simpel. Sie verkennen die Adligen als Stars und haben das Geschäft nicht wirklich verstanden. Als ein hochprivilegiertes, wohlhabendes Mitglied der königlichen Familie kommt man in den Genuss von Bediensteten, reist stets in der ersten Klasse und steht unter weitgehendem Schutz», erklärt Morgan, «im Gegenzug muss man seine Pflicht erfüllen. Dazu gehören 300, 400 Auftritte pro Jahr im ganzen Land, manchmal an sehr abgelegenen Orten, um Gemeindesäle, Kirchen und Ähnliches zu eröffnen. Das kann sehr repetitiv und manchmal ziemlich langweilig sein. Aber das gehört zum Deal; das ist nun mal der Vertrag.»

«Richtige Entscheidung»

Nach zehn Tagen angeblich ruhiger Familienverhandlungen annullierten Harry und Meghan diesen Vertrag. Ab Frühling werden sie keine königlichen Funktionen mehr ausüben, die Königin nicht vertreten oder ihre königlichen Titel nicht mehr benutzen.

Morgan findet das in Ordnung. Er verschickte am Samstag einen triumphierenden Tweet: «Die Königin hat Meghan/Harry angewiesen, ihre adlige Teilzeitarbeit aufzugeben. Gut gemacht, Ihre Majestät – richtige Entscheidung.» Mehr noch: «Positiv ist zu vermerken, dass dies das Ende von Meghans und Harrys Vorstellung einer neuen «progressiven» Monarchie bedeutet.» Morgan weist weiter darauf hin: «Die Köni-

gin ist respektiert, weil sie sich aus der Politik heraushält. Sie bleibt absolut neutral und tut stets ihre Pflicht. Sie arbeitet unglaublich hart, beschwert sich nie. Sie erklärt sich nie, und deshalb lieben sie die Menschen.»

Was prophezeit der altgediente Fernsehmoderator als Nächstes den neuerdings befreiten Adligen? Er glaubt, dass sie sich in Kanada bloss vorübergehend ruhig verhalten werden, während Meghan ihre triumphale Rückkehr nach Hollywood als frischgebackener A-List-Star plant.

«Ich hatte immer das Gefühl, dass sie in dem Moment dorthin zurückkehren wird, in dem die royalen Aufgaben sie langweilen.»

Und was wird aus Harry, der traurig ist, dass es «so weit gekommen ist», wie er in seiner Abschiedsrede sagte? Morgan ist schonungslos: Er sieht den Prinzen als eine «jämmerliche Lachnummer». Der Herzog und die Herzogin dürfen hoffen, dass das Ausknipsen des königlichen Scheinwerferlichts, in Harrys Worten, zu «einem friedlicheren Leben» führen wird. Aber scharfe Zeitungshunde werden bestimmt weiterhin jede Menge unangenehmer Geschichten erschnüffeln.

Aus dem Englischen von Rolf Hürzeler

Mehr zum Thema: Seite 54

Porträt der Woche

Ausland

Der Brexit sei ein «Weckruf» für die Europäische Union, sagt Bundeskanzlerin **Angela Merkel**. In Grossbritannien steigt erstmals seit 2007 wieder die **Zahl der Pubs** an. Die britische Flagge vor dem Europäischen Parlament soll in ein Museum über die Geschichte der EU überführt werden.

Es war einmal in Amerika. Vor hundert Jahren beginnt in den USA die **Prohibition**, das landesweite Verbot, alkoholische Getränke herzustellen und zu verkaufen. Auf **Mallorca** nimmt ein strengeres Gesetz gegen den «Sauftourismus» Hotelbesitzer in die Pflicht: Der Alkoholausschank soll stark reduziert werden.

Im südlichen Afrika droht aufgrund von Dürre eine Hungerskrise. Die deutschen Grünen fordern ein **Verbot von Billiglebensmitteln**.

Das Impeachment gegen Präsident **Donald Trump** beginnt offiziell. Trump nimmt Ken Starr, Chefankläger im Amtsenthebungsverfahren gegen **Bill Clinton**, in sein Team auf, sowie Alan Dershowitz, den Harvard-Professor, der unter anderen **O.J. Simpson** erfolgreich verteidigte. In New York verklagt ein Gehörloser die Betreiber verschiedener **Porno-Webseiten** wegen fehlender Untertitel: Sie verstiessen damit gegen das Diskriminierungsverbot behinderter Menschen.

In Paris besetzen Streikende den **Louvre**, das Museum bleibt geschlossen. Die «Auberge du Pont de Collonges» verliert einen seiner drei Michelin-Sterne: Das Restaurant gehörte dem vor zwei Jahren verstorbenen Starkoch **Paul Bocuse**.

Verlorene Feminismus-Schlacht: Das **James-Bond**-Franchise-Unternehmen gibt bekannt, der Geheimagent werde künftig doch nicht von einer Frau gespielt. «He can be of any color, but he is male», erklärt die Produzentin Barbara Broccoli. Die deutsche Bundespolizei senkt die **Rechtschreibanforderungen** für Bewerber, diese müssen zudem bei der Sportprüfung keine Liegestütze mehr ausüben können.

Das Online-Unternehmen Alphabet, der Mutterkonzern von Google, erreicht einen Börsenwert von einer **Billion Dollar**. China verbietet Plastiktüten und Einwegprodukte aus Kunststoff in Hotels und Restaurants.

Königliche Krise. Der britische **Prinz Harry** und seine Frau **Meghan**, Herzogin von Sussex, werden zukünftig auf alle königlichen Titel verzichten müssen. Ausserdem soll das Paar 2,5



SCHAULAUFGANG IN DAVOS

Millionen Pfund Steuergelder an den Buckingham Palace zurückzahlen, die für die Renovierung ihres Herrensitzes nahe Windsor Castle aufgewendet worden waren. Meghans Vater Thomas Markle kritisiert, die beiden würden eine der ältesten Institutionen in einen «**Walmart mit Krone**» verwandeln.

Nach Putins Rede zur Lage der Nation tritt die **russische Regierung** überraschend und geschlossen zurück. **Marine Le Pen**, Vorsitzende des Rassemblement national, will zum dritten Mal für das Amt des Staatspräsidenten kandidieren. Sie setzt dabei auf ein grün-nationalistisches Programm.

Inland

In Genf werden neu **Frauen statt Männer** auf Verkehrsschildern abgebildet. Dasselbe fordern die Grünen für die Stadt Bern. Diese verzeichnet eine Einbusse bei den Steuereinnahmen von gut 30 Millionen Franken, besonders die Unternehmen lieferten weniger ab, als budgetiert. Dutzende Organisationen fordern National- und Ständerat auf, das schweizerische Strafrecht anzupassen: Sex soll wie in Schweden nur bei **ausdrücklichem Einverständnis** erlaubt sein.

Der griechische Reederei-Erbe **Stavros Niarchos** und die russische Unternehmerin **Dascha Schukowa** heiraten in St. Moritz: Die Millionen teure Party findet im Fünfsternehotel «Kulm» statt, das sich im Besitz der Familie des

Bräutigams befindet. In Landquart startet die **Klimawanderung ans WEF** mit mehreren hundert Teilnehmern.

Die Luzerner Ständerätin **Andrea Gmür** (CVP) ist neue Präsidentin der Mitte-Fraktion im Bundeshaus. An der 32. Albigütli-Tagung in Zürich macht sich **Christoph Blocher** über «berufslose» Politiker der SP und der Grünen lustig.

Das Bundesverwaltungsgericht stoppt die **Rückführung von Asylsuchenden** nach Italien: Die Unterbringung und das Wohlergehen von Familien und schwerkranken Flüchtlingen seien nicht gewährleistet. Der in Berlin lebende Schweizer **Regisseur Urs Egger**, «Kinder der Landstrasse» und «Gotthard», stirbt mit 66 Jahren an Krebs.

Der einheimische Beat Feuz kann das **90. Lauberhornrennen** für sich entscheiden. Schweizer Trainerduell in Deutschland: Die Mannschaft von Lucien Favre (Borussia Dortmund) besiegt Martin Schmidts Team (FC Augsburg) spektakulär mit 5:3.

Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** (SVP) eröffnet eine **Administrativuntersuchung**: Sie soll aufklären, wie es zu den dreistelligen Millionenverlusten des Bundes bei den Hochseeschiff-Bürgschaften gekommen ist. Der **Nahrungsmittelkonzern Nestlé** will knapp 2 Milliarden Franken investieren und bis 2025 nur noch recyclebare Verpackungen verwenden. Von **Peter Keller**

Zeitgeist-Schlaumeier

Von Beat Gygi — Der Starökonom Ernst Fehr klinkt sich in die Klimadebatte ein. Beim gravierendsten Problem der Welt wirft er seine speziellen Ansätze über Bord und schaltet um auf die etablierte Ökonomie.

Der bekannteste Ökonom Europas stösst auf grosses Echo bei den Bauern; was er sagt, beschäftigt sie. Das war jedenfalls gerade kürzlich eindrücklich zu beobachten, als der Zürcher Professor Ernst Fehr in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* sagte, dass wir eine allgemeine Klimasteuer brauchten, die alle Produkte proportional zu deren Treibhausgasemissionen besteuere, auch Fleisch; das würde die Fleischproduktion verringern. Ellenlang war kurz darauf die Kette der Leserreaktionen in der Branchenzeitung *Schweizer Bauer*, die das Interview mit Fehr unter dem Titel «Klimasteuer auf Fleisch und Milch» zusammengefasst hatte.

Es war fast wie ein Nadelstich-Experiment am lebenden Organismus, es meldeten sich Leute, die sich in ihrer Lebensweise angegriffen fühlten, die ihre Vorstellungen von der Welt oder ihre Geschäftsmodelle verunglimpft sahen, andere kritisierten eine allzu ökonomische Sichtweise, die Vernachlässigung natürlicher Vorgänge, wieder andere die Abgehobenheit der Theorie, einer schrieb: «Mit Bauern etwas zu erreichen, heisst zusammen, nicht von oben herab.» Klar, nicht alle Kommentare waren gegen Fehrs Äusserungen gerichtet, aber der Kontrast zwischen Landpublikum und Professor war so grell, dass man sagen muss: Der 63-jährige Starökonom Ernst Fehr, der in seiner Forschung Fairness und kooperatives Verhalten untersucht und die Wirtschaftswissenschaften so erweitern will, dass das Menschliche besser berücksichtigt wird, findet auch nicht besser als andere Ökonomen den Draht zum normalen Volk.

Appell für CO₂-Abgabe

Mit seinem Plädoyer für eine Klimaabgabe schliesst sich Fehr dem Mainstream der etablierten Ökonomie an. Deren Rezepte beruhen darauf, dass die Menschen beim Entscheiden rational kalkulieren und jeweils Kosten und Nutzen gegeneinander abwägen – im eigenen Interesse. Wenn die Leute also etwas Unerwünschtes tun, etwa Abgase in die Luft lassen, macht man das teurer, man bestraft sie, so dass sie sich vermehrt auf erwünschte Dinge konzentrieren. Die Ökonomen korrigieren somit die Preissignale – heutzutage viele mit besonderer Leidenschaft, weil der Markt in der grossen Klimafrage, bei der Verhinderung der Erderwärmung, ihrer Ansicht nach versagt.

Vor einem Jahr unterschrieb Fehr zusammen mit etwa 3500 Ökonomen aus aller Welt den

von der früheren US-Notenbank-Chefin Janet Yellen lancierten Appell («The largest public statement of economists in history») für eine CO₂-Besteuerung. Auch der FDP legte er vergangenes Jahr eine CO₂-Steuer ans Herz, die Partei sei eine wichtige politische Kraft und diese Massnahme absolut kompatibel mit urliberalen Vorstellungen, sagte er damals, als Präsidentin Petra Güssi die grüne Wende suchte.

Mit dem Wort urliberal bringt man Fehr allerdings sonst nicht in Verbindung. Man muss es auch nicht. Ist er eher links orientiert, ist er der Mitte oder doch eher dem rechten Lager zugewandt? Selbst Beobachter aus Wirtschaft und Politik, die ihn gut kennen, können ihn nicht wirklich einordnen. Was man sagen kann: Fehr distanziert sich immer wieder vom ökonomischen Verständnis des rationalen Menschen, der seine Wünsche genau kennt und die optimalen Entscheidungen daraus ableitet. Die Forschung der letzten Jahrzehnte habe gezeigt, dass der Mensch oft schwach sei, er sei nicht immer in der Lage, für sich die besten Entscheidungen zu treffen, deshalb müsse man ihm manchmal helfen. Nicht gerade straff lenken, aber ihm doch etwa mal einen Stupser geben, damit er in die richtige Richtung gehe.

Eigentlich ist man in der Klimapolitik rasch einmal auf einem Terrain, wo es ums Steuern, Eingreifen, Umverteilen und Beeinflussen der Menschen geht. Aber wenn die Fachleute, wie Fehr es darlegt, Kostenwahrheit herstellen

Er sieht in nächster Zeit kein dringenderes und grösseres Thema für die Ökonomie.

wollen, geht es handfest zu, es wird nicht einfach geschubst, dann operieren sie quasi als Ingenieure, die die Welt in den Senkel stellen. Fehr hat sich selber auch schon als Sozialingenieur bezeichnet, dies mit Blick auf mehrere seiner Forschungsthemen – etwa beim Versuch, im Sudan die Einstellung der Bevölkerung gegenüber dem Beschneiden von Mädchen zu verändern und tiefverwurzelte Bräuche zu modifizieren.

Wo kommt er her? Ernst Fehr ist in Vorarlberg geboren und aufgewachsen, er hat in Wien Ökonomie studiert und darin doktriert. 1994 wurde er Professor für Mikroökonomie und experimentelle Ökonomik an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät in Zürich. 1999 gab

es eine Reorganisation bei den Wirtschaftswissenschaften, das Institut für empirische Wirtschaftsforschung wurde zunehmend zu einer Art Superinstitut ausgebaut, das im europäischen Markt für Volkswirtschaftslehre zum Champion aufstieg. Treibende Kräfte des Aufstiegs des Standorts Zürich waren Bruno S. Frey und Ernst Fehr, die für Auftrieb bei Publikationsranglisten und Reputation sorgten, vor allem auch dank originellen Forschungsgebieten und Fragestellungen.

Fehr war bis 2010 Direktor des Instituts und nach einer Reorganisation bis 2015 Direktor des ökonomischen Departements der Uni Zürich. 2012 trat er seine heutige Position an: Er wurde Direktor des neuerrichteten UBS Center for Economics in Society, eines assoziierten Instituts bei den Ökonomen an der Universität Zürich. Und vorher hat er das Geld dafür organisiert. Was Fehr damals gelang, wird heute von vielen als sein grösster Wurf eingestuft: Er schaffte es, eine Spende der UBS zu ihrem 150-Jahr-Jubiläum in der Höhe von 100 Millionen Franken zu gewinnen.

In der speziellen Situation damals nach der Finanzkrise und der zweimaligen Rettung der UBS durch den Staat befanden sich die Spitzenleute der Bank offenbar in einer Verfassung, die Ausserordentliches ermöglichte. Der frühere FDP-Bundesrat Kaspar Villiger war damals UBS-Präsident. Man wollte etwas tun für die Ökonomie, die volkswirtschaftliche Forschung sowie den Wissenstransfer von Hochschulen in Politik und Gesellschaft fördern. Fehr konnte Villiger davon überzeugen, dass es am besten wäre, das ganze Geld an eine einzige Stelle zu geben, und zwar ans Zürcher Institut.

Noch heute hört man Leute darüber rätseln, was zwischen den zwei Personen wohl genau vorgegangen sein könnte. Fehr wirkte mit seinem Anspruch, er vertrete eine neue Art Ökonomie, eine Verhaltensforschung, die mit dem alten Menschenbild des engstirnigen Egoisten aufräume, sicher als frische Kraft mit einem Super-Leistungsausweis. 1999 hatte er den Gossen-Preis des Vereins für Socialpolitik erhalten, 2000 die Hicks-Tinbergen-Medaille, 2004 den Cogito-Preis und 2008 den prestigeträchtigen Marcel-Benoist-Preis. Und wenn ein solcher Erfolgstyp bereits seit längerem als möglicher Nobelpreisträger im Gespräch ist, spricht dies erst recht dafür, voll auf diese Karte zu setzen. 2013 kam der Gottlieb-Duttweiler-Preis und 2017 die Oskar-Morgenstern-Medaille dazu.



Fairness-Forschung: Ökonom Fehr.

Gut vorstellbar ist, dass die Idee der schieren Grösse für UBS und Fehr viel Charme hatte: Eine grosse Investition fällt mehr auf, wenn sie gut kommt, sie kann mehr Leuchtkraft entfalten als sieben kleinere, das ist für Investor wie Empfänger reizvoll. Das Ökonomie-Departement der Zürcher Uni gewann an Ressourcen und Grösse, wuchs auf rund 35 Profes-

soren und Assistenzprofessoren aus der internationalen Spitzenliga an, darunter der Schweizer David Dorn. Fehr betont denn auch gerne, die London School of Economics sei noch knapp doppelt so gross, aber das sei ein Ansporn zum Aufholen.

Zu den Grössenvorteilen zählen auch die Laboranlagen zum Durchführen von Verhal-

tensexperimenten. Verhaltensökonomie ist zu einer derart wichtigen Disziplin geworden, dass diese Ausrüstung ein Wettbewerbsvorteil ist. Man hört aus der Branche allerdings auch den Einwand, dass mittlerweile allzu viele Fragestellungen einfach durch die Fabrik der Verhaltensexperimente geschleust würden. Und zu reden gibt auch etwa, dass Fehr mit seinem Bruder Gerhard die Beratungsfirma Fehr Advice betreibt, durch deren Kanäle einiges an Wissen und Image aus

Zu reden gibt auch, dass Fehr mit seinem Bruder eine Beratungsfirma betreibt.

der Akademie geschäftlich verwertet wird – eine Art Schlaumeierei unter den Grössenvorteilen.

Villiger ist Stiftungsratspräsident des UBS Center, Fehr der operative Chef, und diese Woche hat die Equipe erneut gezeigt, wozu sie fähig ist, wenn es ums Präsentieren von Wissen, Zelebrieren von Erfolgen und Pflegen von Beziehungen geht. Im Fokus stand das Umweltthema. Mit William Nordhaus, Ökonomieprofessor an der amerikanischen Yale University, holte Fehr praktisch die Nummer eins in der Umwelt- und Klimaökonomie nach Zürich. Nordhaus, der 2018 den Ökonomie-Nobelpreis erhalten hat, trat am Dienstagabend an der Konferenz des UBS Center auf und sprach zum Thema «The economics of climate change».

Unter Nobelpreisträgern

Randvoll waren die Aula und zusätzliche Räume, als Nordhaus darlegte, dass man mit den Klimaabkommen von Kioto und Paris in der Sackgasse sei. Es fehlten die Spielregeln für eine zuverlässige Kooperation, es gebe nur lauter Trittbrettfahrer in diesem Spiel. Eine Alternative sieht er in Klubs, in denen die Mitglieder sich gegenseitig sanktionieren könnten, wenn jemand die Regeln breche, mit Klimasteuern oder Zöllen. Die Suche nach Lösungen beim Klimaproblem – Fehr sieht für die nächste Zeit kein dringenderes und grösseres Thema für die Ökonomie.

Nordhaus ist der x-te Nobelpreisträger, den Fehr nach Zürich zu Besuch und Auftritt eingeladen hat. Wenn Nobelpreisträger spezielle Duftstoffe hätten und Spuren davon hinterlassen würden, müsste es in Zürich riechen wie in einer Parfümerie. An den Konferenzen des Instituts hielten bisher Joseph Stiglitz, Robert Shiller, Paul Krugman Vorträge. Im Beirat des UBS Center sind Nobelpreisträger Esther Duflo, Oliver Hart, James Heckman, Daniel Kahneman, Thomas Sargent, Robert Shiller. Unter Beobachtern läuft die Wette, ob diese Art von Grössenvorteil schliesslich zu einem Zürcher Nobelpreis führen könnte.

Personenkontrolle

Sommaruga, Trump, Amherd, Neubauer, Kaeser, Pfister, Elsener, Ulrich, Blatter, Arslan, Marra, Uster, Lauber, Infantino, Hänni

Simonetta Sommaruga, Klimaaktivistin, hat ihr Versprechen gehalten und Präsident **Donald Trump** zum Klimawandel belehrt. Beim Treffen in Davos hatte das Gespräch über Freihandel gerade Fahrt aufgenommen, als Sommaruga vortrat: Nun müsse man über ein wichtiges Thema sprechen; was der US-Präsident eigentlich gegen das Pariser Abkommen einzuwenden habe. Er sei froh zu sehen, parierte Trump, dass die Frau Bundespräsidentin sich ebenso über die Umwelt Sorge wie er. Er informierte über Errungenschaften der USA in Sachen sauberes Wasser, saubere Luft und Clean Energy und fragte die bewegte Magistratin schliesslich, ob sie vielleicht schon mit China und Indien gesprochen habe, die zu den grössten Verschmutzern der Welt zählten. Ein Drittel des Treffens ging für Sommarugas Klima-Kolloquium drauf, so eine Schweizer Quelle. «Die ganze Luft war raus.» Möglicherweise wäre das Treffen ein Homerun für den Freihandel geworden, hätte Sommaruga das Gespräch nicht auf den diplomatischen Komposthaufen gelenkt. (geh)

Viola Amherd, Tarnkappenbomberin, übte am WEF mit ihren Offizieren den Tenuedruck. So wurde die Verteidigungsministerin in Davos stets in Begleitung von zwei Herren in Zivil gesichtet, die ihr wie ein Schatten überallhin folgten. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei den mysteriösen Begleitern um Offiziere der Luftwaffe. Diese standen in ständigem Kontakt mit der Luftpolizei und hätten Amherd sofort darüber informieren müssen, wäre ein feindliches Flugzeug in den Luftraum eingedrungen. Amherd hätte dann entscheiden müssen, ob das Flugzeug abgeschossen würde. Doch warum waren die Offiziere als WEF-Touristen getarnt? Dem Vernehmen nach hat ihnen Amherd das zivile Tenue verordnet, damit sie ihre Arbeit unauffällig erledigen können. Ob in Zukunft alle Offiziere vor der CVP-Bundesrätin in Zivilkleidung kostümiert antreten müssen? (hmo)

Luisa Neubauer, Turmspringerin, sorgte mit ihrer Kritik am Technologiekonzern Siemens, weil dieser den Bau einer australischen Kohlemine unterstützt, unlängst für Schlagzeilen. Der Reputationsschaden war perfekt, als die 23-jährige «deutsche Greta», wie sie genannt wird, im Nachgang CEO **Joe Kaesers** Angebot für den Sitz im Siemens-Energy-Aufsichtsrat ablehnte. In der Folge sah sich die Online-



Klimaretter: Kabarettist Elsener.



Schlagfertig: Metallica-Rocker Ulrich.



Tenuedruck: Verteidigungsministerin Amherd.

Zeitschrift *Republik* veranlasst, ein grosses Interview mit der Klimaaktivistin zu publizieren. Aufgefallen ist vor allem eine Antwort: Gefragt, wie wohl ihr Alltag in fünf Jahren sein werde, gestand Neubauer, dass sie «sehr dankbar» wäre, «wenn er ähnlich aussähe wie der heutige»; wenn sie «weiterhin politische Verhältnisse verhandeln» dürfe. Dazu hoffe sie, dass sie «immer noch schreiben» und «vor Leuten sprechen» werde. Es scheint, als wolle sie «our house», zu Deutsch: unser Haus, weiterbrennen lassen. Sie federt derweil munter weiter – auf dem «Fridays for Future»-Sprungbrett, sofern sie nicht bereits in die glamourösen Politsphären abgesprungen ist. (zr)

Gerhard Pfister, Kryptograf, weiss, wie man abhörsicher telefoniert. Als vor einigen Tagen Bundesrätin Viola Amherd in lockerer Plauderrunde mit Jugendlichen blauäugig kundtat, sie telefoniere im Bundeshaus immer übers iPhone und nie über eine gesicherte Leitung, trug ihr das Kritik ein und löste bei allen Sicherheitsexperten Kopfschütteln aus. Immerhin steht jedem Bundesrat ein abhörsiche-



Elsass retour: Basler Grüne Arslan.



Sprungbrett: Klimaaktivistin Neubauer.

res Handy zur Verfügung. Dann aber eilte ihr CVP-Präsident Pfister zu Hilfe. Über den Kurznachrichtendienst Twitter liess er verlauten, seine Bundesrätin telefoniere ausschliesslich in Walliserdeutsch. Dieser Dialekt sei auch eine Verschlüsselungstechnik. (hmo)

Michael Elsener, Klimafreund, grüsst herzlich von den weissen Stränden der Philippinen. Zwar hat der frühere SRF-Komiker eben noch öffentlich-rechtlich die Freisinnigen wegen deren Klimapolitik kritisiert. FDP heisse in Wirklichkeit «Fuck de Planet», höhnte er. Die Klimaaktivisten übernahmen diesen Spruch freudig auf Transparenten an ihren Demonstrationen. Nun teilt Elsener auf Instagram mit, er weile auf der schönen Insel Palawan und «müsse» vier Tage länger bleiben als geplant, weil er das Schiff verpasst habe. Ob er planetenfreundlich auf die andere Seite des Planeten gerudert oder geschwommen ist, teilte der Retter unseres Klimas nicht mit. (mō)

Lars Ulrich, Handarbeiter, gilt als einer der besten Schlagzeuger der Welt. Vergangene Woche

trat der Metallica-Bandleader als Referent am Worldwebforum in Zürich auf. Dabei fand er sich unvermittelt in derselben Garderobe wie Ex-Fifa-Präsident **Sepp Blatter** wieder. Die beiden doch eher unterschiedlichen Persönlichkeiten verstanden sich prächtig. Ulrich erzählte von seinem Vater Torben, der als Tennisspieler für das dänische Davis-Cup-Team angetreten war: «Von ihm habe ich wohl die koordinativen Fähigkeiten geerbt. Doch für eine Karriere im Sport fehlte mir die Disziplin.» Dagegen besitzt Blatter offenbar einschlägige Erfahrungen als musikalischer Taktgeber: «Ich spiele im Wallis regelmässig auf meiner afrikanischen Trommel. Im Herzen bin ich ein Schlagzeuger.» (tre)

Sibel Arslan und **Ada Marra**, Strassburg-Fans, werden künftig zusammen in der Europaratsdelegation der eidgenössischen Räte sitzen. Die Zusammensetzung des Gremiums, das sich letzte Woche neu konstituiert hat und Ende Januar erstmals ins Elsass reisen wird, um dort über Menschenrechte und Demokratie zu debattieren, hatte im Vorfeld zu reden gegeben. Denn punkto Frauenvertretung ist die Delegation trotz der Basler Grünen Arslan und der Waadtländer Sozialdemokratin Marra nicht dort, wo sie laut dem Reglement der Parlamentarischen Versammlung des Europarats sein sollte: Eigentlich müsste die Schweiz doppelt so viele Parlamentarierinnen schicken, um den Strassburger Vorgaben Genüge zu tun. Dass dies nicht gelungen ist, kann man unterschiedlich interpretieren: Entweder ist die Europaratsdelegation so begehrt, dass die Männer sich vorgedrängelt haben. Oder die Frauen haben sich dort rar gemacht, weil sie wissen, wo sie wirklich Einfluss haben. (fon)

Hanspeter Uster, Aufpasser, muss im Machtgerangel mit Bundesanwalt **Michael Lauber** eine Niederlage einstecken. Der Präsident der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA) führt gegen Lauber eine Disziplinaruntersuchung wegen dessen Geheimtreffen mit Fifa-Chef **Gianni Infantino** durch; der Bundesanwalt hatte diese gegenüber der Aufsichtsbehörde nicht offengelegt. Uster wollte die Untersuchung nicht selber durchführen, sondern an den externen Experten **Peter Hänni** delegieren, wogegen sich Lauber juristisch zur Wehr setzte. Mit Erfolg: Das Bundesverwaltungsgericht hatte dem Bundesanwalt letztes Jahr recht gegeben. Uster zog den Entscheid ans Bundesgericht weiter, doch dieses ist auf die Beschwerde der AB-BA nicht eingetreten, wie es diese Woche mitteilte. Somit bleibt der Aufsichtsbehörde wohl nichts anderes übrig, als selber Licht ins Dunkel zu bringen und abzuklären, ob Lauber gegen Dienstpflichten verstossen hat. Inwieweit der im letzten Herbst knapp wiedergewählte Bundesanwalt dabei mit seinem Gegenspieler Uster kooperieren wird, ist eine andere Frage. (fon)

Nachruf



Mutig, engagiert: Philosoph Scruton.

Roger Scruton (1944–2020) — «Wir haben den grössten konservativen Denker der Moderne verloren. Er hatte den Mut, zu sagen, was er dachte, und sagte es in wundervollen Worten.» Mit dieser Würdigung brachte der britische Premierminister Boris Johnson das Leben des Philosophen Roger Scruton auf den Punkt. Der in den USA und Grossbritannien lehrende Intellektuelle verschrieb sich im Kalten Krieg den intellektuellen Opfern des Ostblocks. Regelmässig bereiste er Länder wie die Tschechoslowakei und Polen, wo er Lesungen für Dissidenten hielt.

Dieses mutige Engagement honorierte Polen kurz vor seinem Tod mit einer Auszeichnung: Der Mann konnte im Ausland auf eine wesentlich breitere Anerkennung zählen als in seiner Heimat – an der er mitunter verzweifelte. So stand er noch im

Frühjahr letzten Jahres mitten in einer politischen Auseinandersetzung, nachdem der *New Statesman* ein verfälschtes Interview mit Scruton veröffentlicht und ihm menschenverachtende Aussagen unterstellt hatte. In der Folge verlor dieser seinen Posten als Regierungsberater für Architektur. Erst nach wochenlangen Interventionen entschuldigte sich die Redaktion des *New Statesman* öffentlich. «Aber der Schaden war angerichtet», wie Scruton schrieb.

Der Verstorbene war kein abgehobener Theoretiker, er appellierte vielmehr an einen lebensnahen Verstand: Der Konservatismus stehe für «Liebe» und damit für die Wertschätzung von Konventionen oder Institutionen. Vor allem plädierte Scruton stets für eine kritische Skepsis gegenüber gedankenlosem Bestreben nach Neuerungen. In einem Interview mit dieser Zeitung präzisierte er, was politisch darunter zu verstehen ist: «Die Politik sollte stets nach kleinen, lokal abgestützten Veränderungen streben und keinesfalls nach grossartigen Entwürfen, die den Menschen von oben aufgezwungen werden. Die Schweizer sind in dieser Beziehung ja sehr ähnlich wie die Engländer, selbst wenn sie das Wort «konservativ» für sich kaum in Anspruch nehmen.» Dabei scheute er sich nicht, sich direkt in die politische Auseinandersetzung einzumischen. So war für ihn unkontrollierte Migration eine «Gefahr für den sozialen Frieden», aber er verlangte gleichzeitig «viel Gastfreundschaft für Verfolgte». Roger Scruton verstarb diesen Monat an einem Krebsleiden. *Rolf Hürzeler*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

KMU: Für ein sauberes Miteinander auf der Strasse

Bis Sonntag, 26. Januar, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 27. Januar,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Pforte der Hölle: In Auschwitz wurden innerhalb eines Jahres 1,6 Millionen Menschen in Asche verwandelt.

Essay der Woche

Im Schatten des Todes

Von Pierre Heumann — Am Rand des polnischen Städtchens Oswiecim wurden im KZ Auschwitz mehr als eine Million Menschen ermordet. Eine Reportage zum 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers.

Der Geruch des Todes hat ihn bis an sein Lebensende verfolgt. Leicht süsslich sei er gewesen; er drang in den Mund ein und setzte sich in den Haaren fest. Eugeniusz Daczynski lebte zu Beginn der 1940er Jahre zwar 20 Kilometer von den Gasöfen entfernt. Aber der Wind trug den Brechreiz auslösenden Geruch zu ihm, der nach der Asche der verbrannten Leichen roch. Manchmal, erinnert sich seine Enkelin Barbara Daczynska, habe er mit dem Finger auf seine Lippen gezeigt, als ob er den Geruch vertreiben wollte. Dann wusste sie, dass er mit der Vergangenheit ringt.

Als polnischer Zwangsarbeiter hatte ihr Grossvater in Auschwitz in einer Lagerfabrik jüdische Häftlinge beaufsichtigen müssen und gesehen, wie die geschundenen Menschen endeten, die für die Nazis nicht mehr «brauchbar» waren. In seiner Nähe wurden 1,1 Millionen Menschen ermordet, darunter eine Million Juden.

Daczynski, der vor vier Jahren starb, konnte sich von den Schreckensbildern bis ans Ende seiner Tage nicht lösen, sagt seine Enkelin Barbara. Er hatte gesehen, wie die Züge, vollgepackt mit Juden, in Auschwitz eintrafen und leer zurückfuhren, um mit neuen Häftlingen, eingepfercht in Viehwagen, zurückzukommen. Mit kleinen Taten habe er versucht, das Los der Häftlinge etwas zu erleichtern. So «vergass» er im Lager ein Päckchen Zigaretten oder schmuggelte Briefe für die Angehörigen der Gefangenen heraus. Aber die Todesmaschine konnte er nicht aufhalten.

Barbara Daczynska, die 35-jährige Enkelin, die mich an den Erinnerungen ihres Grossvaters teilhaben lässt, wollte als Teenager die Vergangenheit abschütteln. «Doch wer von Auschwitz wegrennen will», sagt sie, «den holt Auschwitz ein.» Zumal sie mehr wusste als viele ihrer damaligen Mitschüler, da das Thema Holocaust in ihrer Familie stets präsent war. Ihre Urgrossmutter hatte bereits vor 75 Jahren, gleich nach der Befreiung von Ausch-

Sie wehren sich dagegen, dass Polen eine Mitschuld am Holocaust aufgebürdet wird..

witz durch die Rote Armee, vorausgesehen, dass ihre Stadt zu einem Symbol für den Massenmord an Juden werden würde.

Oswiecim ist eine typisch polnische Kleinstadt: rund 40 000 Einwohner, ein Marktplatz im Zentrum, Filialen von Carrefour und Lidl, eine Pizzeria und eine Kebab-Bude, Kirchen und an vielen Häusern Gedenktafeln, die an Menschen erinnern, die hier vor dem Zweiten Weltkrieg gewohnt haben.

«Wer hier wohnt», sagt Barbara, «denkt nicht jeden Tag an Auschwitz und an den Holocaust, wir haben unser eigenes Leben.» Und doch: Um auf eine Versöhnung mit der Vergangenheit hinzuwirken, arbeitet sie in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oswiecim, wo sie jährlich 180 Gruppen aus Deutschland betreut.

Das Lager auf polnischer Erde war das infamste im ganzen Nazi-System. In keinem anderen KZ Europas wurden mehr Juden ermordet. Junge, alte, schwache und kranke Juden wurden gleich bei Ankunft in die Gaskammern geschickt. Nur wer produktiv war, durfte weiterleben – so lange, wie er als Arbeitskraft nützlich war.

Massentötung ohne grosses Aufsehen

Die Gefangenen wurden als Sklavenarbeiter für die deutsche Kriegsindustrie eingesetzt – etwa in Munitionsfabriken, auf landwirtschaftlichen Betrieben oder in Kohlenminen. Dazu gehörten auch Zementfabriken und, als grösste, die Chemiefabrik IG Farben in Monowitz an der Peripherie von Auschwitz. Hier wurden der synthetische Treibstoff und der synthetische Gummi produziert, mit deren Hilfe Hitlers Wehrmacht grosse Teile Europas eroberte. Angestellte von IG Farben lebten in Häusern, aus denen zuvor Juden vertrieben worden waren. Die Manager hatten ein Abkommen mit dem KZ-Kommandanten geschlossen, gemäss dem er die Häftlinge in der Fabrik als Arbeitssklaven einsetzen durfte. «Unsere neue Freundschaft mit der SS ist sehr fruchtbar», schrieb der IG-Farben-Chef Otto Ambros seinen Kollegen.

Jetzt steht dort die Chemiefabrik Synthos, mit 3200 Arbeitnehmern der grösste private Arbeitgeber Oswiecims. Wo während des Zweiten Weltkriegs Sklaven zu Tode geschunden wurden, werden heute unter anderem synthetische Kautschuke für Fahrzeugreifen hergestellt.

Rund um Auschwitz entstanden rund drei Dutzend Satellitenlager, in denen die Häftlinge so lange am Leben blieben, bis sie der Tod durch Erschöpfung einholte. Wer nicht mehr arbeiten konnte, kam nach Birkenau unweit von Auschwitz, wo mehrere Gasöfen bereitstanden. 4416 Menschen konnten dort innerhalb von 24 Stunden ermordet werden. Damit hatte Auschwitz-Birkenau genügend Kapazitäten, um innerhalb eines Jahres 1,6 Millionen Menschen in Asche zu verwandeln, hat der Holocaust-Historiker Laurence Rees ausgerechnet.

Im Schatten dieser industriellen Tötungsmaschine führen die Bewohner von Oswiecim alias Auschwitz ein normales Leben. Kinga zum Beispiel, eine 21-jährige Studentin, die bloss zwei Kilometer von den Gasöfen von Birkenau aufgewachsen ist, sieht das Lager als «Teil der Landschaft», an die man sich im Laufe der Zeit so stark gewöhnt, dass man sich nicht daran stört. «Wir können ja nicht jeden Tag trauern», meint sie, als ob sie sich für ihre Gefühllosigkeit gegenüber den Ermordeten entschuldigen wollte.

Ihr Elternhaus steht in der Nähe der Villa des ehemaligen Lagerleiters Rudolf Höss. Eine polnische Familie bewohnt heute das zwei-stöckige Haus mit einem Dachaufsatz und kleinem Vorgarten.

Die «Villa Höss», wie sie in Oswiecim genannt wird, grenzt unmittelbar an die Stacheldrahtumzäunung des Lagers Auschwitz. Zusammen mit seinen vier Kindern und seiner Frau Hedwig lebte hier der Mann, der im Sommer 1941 von Heinrich Himmler den Befehl erhalten hatte, die «Endlösung der jüdischen Frage» vorzubereiten. Zuvor war an der Konferenz von Wannsee die Vernichtung der Juden beschlossen worden. Würde der Befehl nicht schnell ausgeführt, bestünde die Gefahr, dass die Juden später das deutsche Volk vernichten würden, zitierte Höss seinen Vorgesetzten Himmler ein Jahr nach Kriegsende vor Gericht. Auschwitz sei von Himmler ausgewählt worden, weil der Ort mit der Bahn gut erschlossen war. Zudem war das Sperrgebiet gross genug, um die Massentötung durchzuführen, ohne Aufsehen zu erregen.

Piotr Setkiewicz, der Direktor des Forschungszentrums am staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, hat nach dem Zweiten Weltkrieg Zeugnisse von ehemaligen Hausangestellten der Familie Höss gesammelt. Daraus geht klar hervor, dass den Lagerkommandanten keine ethischen Bedenken plagten, Teil der industriellen Mordmaschine zu sein. Im Gegenteil: Er dachte, er würde «meinem Vaterland damit einen Dienst erweisen», zitiert Setkiewicz eine Hausangestellte von Höss, die einem Gespräch zwischen ihm und Himmler gelauscht hatte. Man müsse, so Höss, auch die Kinder umbringen, weil sie sonst später die Ermordung ihrer Eltern rächen würden. Hedwig Höss meinte einmal, dass die Polen nur dazu da seien, «um zu arbeiten bis zum Verrecken». Und über die

Juden sagte sie, dass zu gegebener Zeit auch die britischen Juden dran sein würden, sobald das Deutsche Reich London beherrschen werde.

Janusz Chwierut, der seit bald zehn Jahren Oswiecim regiert, will der Stadt mit dem mörderischen Ruf das Image einer «City of Peace» verpassen. Sein Fokus liege auf Friedensarbeit und Menschenrechten, sagt der Stadtpräsident. Mit «Gedächtnis, Kultur und Erziehung» fasst er die Schwerpunkte seines Programms zusammen. Vor allem für die Jugend sei es ihm ein Anliegen, die Lehren des Holocaust zu vermitteln. Im nächsten Jahr will er den «Friedenspark» einweihen, der mit Hilfe von EU-Geldern gebaut wird. 2,3 Millionen Besucher zählte man im KZ Auschwitz-Birkenau im vergangenen Jahr. Die meisten meiden Oswiecim und übernachten in der 60 Kilometer entfernten alten Königsstadt Krakau. Das Gastgewerbe Oswiecims könnte den Massentourismus nicht absorbieren. Erst vor zwei Jahren wurde im Zentrum ein modernes Hotel eröffnet, das «Hamilton by Hilton». Es sei die erste globale Marke in der Stadt, jubelte damals die Lokalzeitung, was den Tourismus in der Stadt mit dem belasteten



Geruch der Vergangenheit: Barbara Daczynska.



«Villa Höss»: ehemaliges Haus des KZ-Leiters.



«City of Peace»: Stadtpräsident Chwierut.

Namen beleben werde. Doch die Auslastung der 120 Zimmer ist im Jahresdurchschnitt mit 50 Prozent bescheiden geblieben. Wer will schon an einem Ort übernachten, wo mehr als eine Million Menschen umgebracht wurden?

Beispiellos

Die Last der Vergangenheit, findet aber Tomasz Kuncewicz, der Direktor des Auschwitz Jewish Center (AJC) in Oswiecim, sollte nicht auf der Stadt liegen, denn sie treffe keine Schuld: «Auschwitz brach über diese Stadt von aussen herein», sagt er. Er wolle mit dem Museum eine Brücke zwischen dem Heute und der Vergangenheit herstellen.

Dass die Stadt zum Symbol des Völkermordes geworden ist, findet er ungerecht. Denn in den Jahren vor dem Holocaust lebten polnische Juden und polnische Katholiken in bestem Einvernehmen. Juden machten damals 60 Prozent der Bevölkerung aus. Sie waren im Stadtrat vertreten, stellten die stellvertretenden Stadtpräsidenten. Ihre Geschichte dokumentiert Kuncewicz in einem kleinen Museum.

Dass in Oswiecim heute keine Juden leben, liegt allerdings nicht nur an den Nazis. Nach Kriegsende kehrten einige Überlebende zurück. Aber sie verliessen die Stadt im Laufe der Jahre wieder, weil sie spürten, dass sie unwillkommen waren. Offen will darüber zwar niemand sprechen. Aber der Historiker Jan T. Gross beschreibt, wie in polnischen Städten auch nach der Niederlage des Deutschen Reichs Juden verfolgt und ermordet wurden.

In Oswiecims Kneipen sind Stimmen zu hören, die ein Ende der Touristenströme ins ehemalige KZ fordern. Sie wehren sich dagegen, dass Polen eine Mitschuld am Holocaust aufgebürdet wird und dass, wie sie behaupten, «Auschwitz» von Juden monopolisiert werde. Es ist ganz in ihrem Sinn, dass die regierende Partei PiS heute die polnische Perspektive betont. Ende Januar 2018, kurz vor dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers, verabschiedete das polnische Parlament ein Gesetz, demzufolge es verboten und unter Strafe gestellt ist, die von den Nazis errichteten Konzentrationslager als «polnisch» zu bezeichnen.

In der Tat bauten die Nazis nach der Invasion Polens die ersten Baracken in Auschwitz, um polnische Widerstandskämpfer einzusperren. Die einheimische Elite wurde dezimiert: 55 Prozent der Anwälte waren tot, 40 Prozent der Ärzte und ein Drittel der Professoren und Priester.

Aber für Juden ist Auschwitz als gigantisches Sklaven- und Todeslager beispiellos: Keine Frau, kein Kind oder Mann, die von den Nazis als Juden gebrandmarkt waren, sollten das Lager lebend verlassen. «Nur wer Auschwitz erfahren hat, weiss, was das war. Andere werden es nie wissen», schreibt der Auschwitz-Überlebende Eli Wiesel in seiner Autobiografie «Die Nacht».

Hunderttausend tote Kinder

Von Christoph Mörgeli

Der Leiter der Bundeshausredaktion des *Tages-Anzeigers* heisst Fabian Renz. Er ist empört. «Wir Kriegsgehilfen der Saudis», betitelt der Inlandspezialist seine aussenpolitische Analyse. Dann kommt's noch knüppeldicker: «Weit über 100 000 Kinder sind seit Ausbruch der Kämpfe im Jemen getötet worden.» Weit über 100 000 getötete Kinder. Vergleichsweise wären also Kinder in der Einwohnerzahl von Winterthur gemetzelt worden. «Sie alle», «weit über 100 000 Kinder», wurden laut Bundeshauschef Fabian Renz «Opfer eines Kriegs, den Saudi-Arabien auch dank Schweizer Hilfe führen konnte».

Der Kommentator Renz setzt also diese 100 000 getöteten Kinder in direkten Bezug zu Schweizer Waffen. Darum müssten unsere Kriegsmaterialexporte nach Saudi-Arabien endlich auf «null Komma null sinken». Dann verbindet Renz die weit über 100 000 getöteten Kinder mit den Schlagworten «bürgerliche Politiker», «rechte Politiker» und «Schweizer Rüstungsindustrie». Weit über 100 000 getötete Kinder – das wären mindestens doppelt so viele Opfer (Erwachsene und Kinder), wie in Berlin nach dreijährigen Bombenangriffen des Zweiten Weltkriegs zu beklagen waren.

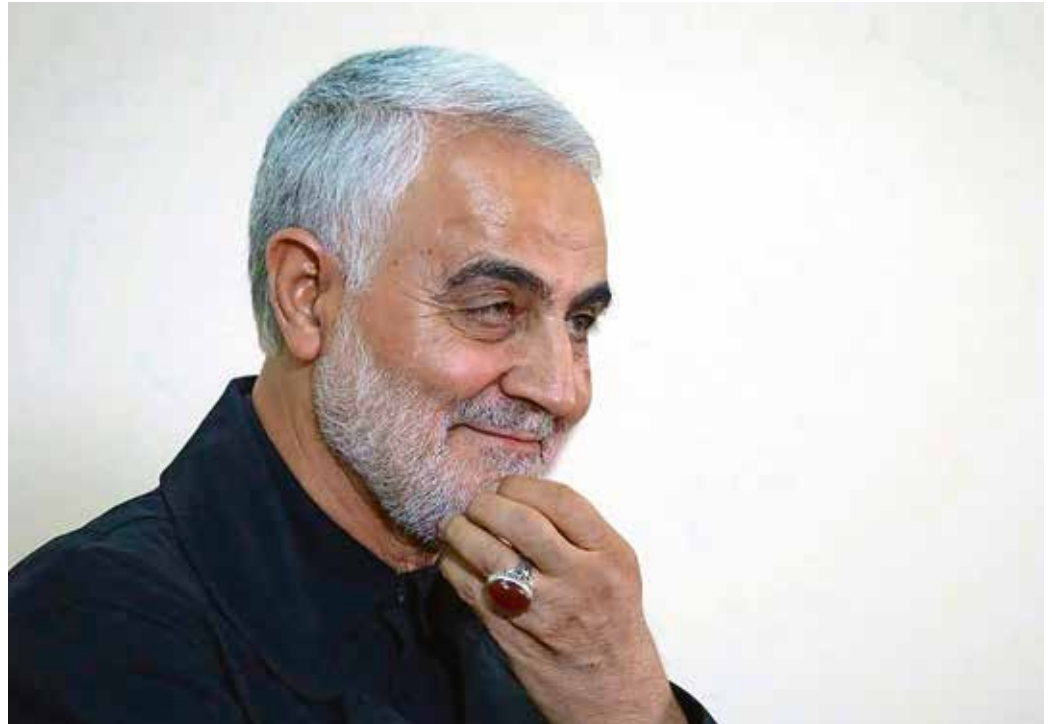
Die 100 000 getöteten Kinder im Jemen im Zusammenhang mit Kampfhandlungen sind frei erfunden. Dreiste Propaganda. Freche Lüge. Reine Fake News. Der Bericht des UN-Generalsekretärs António Guterres vom 3. Juni 2019 stellte seit Beginn des Jemen-Konflikts im Jahr 2013 die Zahl von 2776 getöteten Kindern fest. Das ist selbstverständlich eine entsetzliche Zahl, und jedes tote Kind ist eines zu viel. Und selbstverständlich ist durch die Folgen des Kriegs, durch Hunger und Seuchen eine weit grössere Zahl an Kindern gefährdet. Das berechtigt einen Journalisten aber noch lange nicht dazu, von über 100 000 getöteten Kindern zu fantasieren.

Wer Zahlen um den Faktor 36 aufbauscht, ist kein Medienschaffender, sondern ein billiger Populist. Er trägt dazu bei, dass die Bürger den Medien nicht mehr glauben. Wer übers Ziel schießt, verfehlt das Ziel. Wir schwächen, was wir übertreiben. Auch wer das Gute will, muss sich an die Tatsachen halten. Denn es sind ja dieselben Medien, die vor moralischer Empörung zittern würden, wenn die Trumps, die Rechten, die Rüstungsindustriellen die Fakten ebenso verdrehten. Die Übertreibung ist und bleibt ein Betrug an den ehrlichen Menschen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Iran und Irak: Kampf gegen die Jugend

Von Peter Bodenmann — Wie doof muss der schlaueste Terroristenfuchs sein, der für die Reise nach Bagdad eine Linienmaschine benutzt?



Aber vielleicht sass im Wagenkonvoi nur einer der Doppelgänger Soleimani.

Die Amerikaner sind in Sachen Botschaften gebrannte Kinder. Jimmy Carter verlor gegen Roland Reagan die Präsidentenwahl, weil der Erdnussfarmer die in der Botschaft von Teheran gefangenen Geiseln nicht befreien konnte.

Seither wurden die amerikanischen Botschaften quer um den Erdball zu schwer einnehmbaren Festungen ausgebaut. Die symbolischen Angriffe der vom Iran gesteuerten irakischen Milizen auf die amerikanische Botschaft in Bagdad kamen nicht über den ersten Burggraben hinaus. Aber die Fernsehbilder vermittelten real nicht existierende Dramatik.

War Soleimani ein schlauer Wüstenfuchs, die grosse Nummer der Truppen des Irans im Ausland? Einige zweifeln daran. Denn in einer so heissen Phase reist kein schlauer Terrorfuchs mit einer syrischen Linienmaschine nach Bagdad, dessen Flughafen von den Amerikanern kontrolliert wird wie ihr eigener Hosensack. Und braust dann als wandelnde Zielscheibe in einer Wagenkolonne zusammen mit von ihm gesteuerten Milizenführern Richtung Stadtzentrum.

Aber vielleicht hat Soleimani auch nur einen seiner Doppelgänger geopfert. Um etwas gegen die Aufstände der Jugend im Iran und im Irak zu machen. Sein vorgetäuschter Märtyrertod gedacht als antiamerikanisches Opium für die Massen. Denn die grössten Bedrohungen

für die Herrschenden im Iran und im Irak waren, sind und bleiben die Proteste der Jugend. Und dies sowohl für die Mullahs wie für die Amerikaner. Vielleicht haben auch deshalb die Iraner im Nachgang Trump vor ihren symbolischen 1.-August-Raketenangriffen gewarnt.

Alles ging in die Hosen, weil die inkompetenten iranischen Revolutionsgarden gleich noch eine ukrainische Linienmaschine vom Himmel holten. Und dies während Tagen bestritten. Entweder wussten die Verantwortlichen lange Zeit nicht, dass es ihre Bodenluft-Raketen waren. Oder sie versuchten, die Wahrheit zu vertuschen. Was ist dümmer? Schwer zu sagen.

Die Amerikaner geben hundertmal mehr für das Militär aus als der Iran. Und können trotzdem nach achtzehn Jahren Krieg in Afghanistan gegen die Taliban nicht gewinnen. Und die Iraner ihrerseits geben pro Jahr weniger für die Armee aus als die Schweiz. Das reicht weder für einen Krieg gegen Israel noch für einen Dritten Weltkrieg.

Statt zu hyperventilieren, müsste die EU die Gunst der Stunde nutzen und das Atomabkommen mit dem Iran dank und mit der EZB umsetzen. So wie das Sigmar Gabriel vorschlägt. Macht sie nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schlafmützinnen auf der Redaktion

Von Kurt W. Zimmermann — Verbrennen wir uns mal die Finger an der Genderfrage: Warum können Frauen politischen Journalismus nicht?

Kennen Sie die Journalistin Judith Wittwer? Nein. Sie kennen sie nicht, weil sie nichts zu sagen hat.

Judith Wittwer ist die Chefredaktorin des *Tages-Anzeigers*, der grössten Abo-Zeitung der Schweiz. Sie hätte damit ideale Voraussetzungen, eine Löwin unserer politischen Presse zu sein.

Sie ist keine Löwin, eher eine Maus. Nur alle paar Monate rafft sie sich zu einem politischen Kommentar auf, etwa zu den Grünen oder zur AHV. Sie tut es widerwillig und meinungsfaul. Denn sie hat nichts zu sagen.

Solch blasser Stil ist gendertypisch. Im wichtigsten Segment des Journalismus, im politischen Journalismus, gibt es in den redaktionellen Führungspositionen keine Frauen, die auffallen. Die Cheffinnen versagen.

Wenn ich die Eingangsfrage wiederhole, welche politischen Journalisten Sie kennen, dann fallen Ihnen schnell ein paar Namen ein: Eric Gujer, Arthur Rutishauser, Roger Köppel, Patrik Müller, Christian Dorer.

Alle sind Chefredaktoren ihrer Titel. Alle schreiben Woche für Woche über aktuelle Themen vom Rahmenabkommen bis zur Umweltpolitik. Alle sind sie Männer. Männer schreiben mit unermüdlichem Elan, weil sie der Welt etwas sagen wollen.

Frauen, die Chefredaktorinnen sind, liegen im Gegensatz zu Männern journalistisch auf der faulen Haut.

Reine Alibifrauen

Martina Fehr zum Beispiel ist Chefredaktorin der *Südschweiz*. Ihren letzten politischen Kommentar schrieb sie vor neunzehn Monaten über die Wahlen in Graubünden. In der Chefredaktion der *Blick*-Gruppe wiederum sitzt Katia Murmann. Ihr letzter Kommentar datiert vom Frauenstreik im Juni 2019.

Oder nehmen wir Odilia Hiller und Flurina Valsecchi. Sie sind die zwei Frauen in den Chefredaktionen von *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung*. Es gibt keine einzige politische Analyse, welche die beiden je geschrieben hätten.

Wir können auch die *NZZ* nehmen. Dort sass bis vor kurzem Colette Gradwohl als einzige Frau in der Chefredaktion. Sie schrieb über Jahre nicht eine Zeile. Auch Lis Borner, die Chefredaktorin des Schweizer Radios, liefert nie einen journalistischen Beitrag ab.

Männer in der Chefredaktion haben publizistische Leidenschaft. Sie schreiben, um Debatten auszulösen. Sie wollen sich einen Na-



Geistige Lethargie: Chefredaktorin Wittwer.

men machen. Frauen in der Chefredaktion haben keine solchen Ambitionen. Sie sind publizistische Nonvaleurs und enttarnen sich dadurch selber als reine Alibifrauen.

Das mag nun frauenfeindlich tönen, ist es aber nicht. Die Fakten sind eindeutig: Frauen, besonders jene in Führungspositionen, kann man im Polit-Journalismus vergessen. Fakten sind nie feindlich.

Es war für eine Frau nie so leicht wie heute, in der Branche nach oben zu kommen. Alle Medienhäuser möchten höhere Frauenanteile in der Redaktionsspitze. Dass dann Frauen dermassen enttäuschen, ist darum nicht die Schuld von alten, weissen Männern, die Frauen in der Entfaltung behindern. Diese bremsen sich selber durch ihre geistige Lethargie.

Ein positives Beispiel haben wir in diesem weiblichen Fiasko doch noch gefunden. Es ist das Frauen-Duo von Anna Wanner und Doris Kleck, Sie sind die Co-Cheffinnen der gemeinsamen Bundeshausredaktion von *Aargauer Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung*. Die zwei sind couragiert und hauen ihre politischen Analysen und Kommentare fast im Tagesrhythmus raus. Frauen wie diese müsste man anstelle der heutigen Schlafmützinnen in die Chefredaktionen holen.

Gerade mal zwei Frauen retten im Polit-Journalismus die weibliche Ehre. Der Rest der Frauen bietet ein Trauerspiel.

Verbieten!

Von Henryk M. Broder — Petitesse am Rande eines langen Wegs.

Es gehört zu den Ritualen der deutschen Debattenkultur, bei Kontroversen darauf hinzuweisen, dass anderswo vieles nicht nur anders, sondern auch besser sei als «bei uns». In Schweden sind



mehr Frauen berufstätig, in Norwegen ist der Anteil der E-Autos höher, in Frankreich gibt es mehr Kindergeld und in Italien mehr Sonnenschein. Diese Betrachtungsweise gilt auch retrospektiv; in der DDR, so kann man es auch 30 Jahre nach dem Ende des SED-Staates hören, waren die Frauen emanzipierter, hatte jedes Kind einen Kita-Platz, auch der Sex, sowohl vor wie in der Ehe, soll besser gewesen sein, was sich natürlich nicht mehr überprüfen lässt.

Nun, da Deutschland beschlossen hat, das Klima zu retten und der ganzen Welt mit gutem Beispiel voranzugehen, ist der Umweltschutz das Mass aller Dinge. Der grüne Abgeordnete Omid Nouripour, der als aussenpolitischer Sprecher seiner Fraktion die Weltpolitik kommentiert – zum Beispiel, warum der bolivianische Präsident Evo Morales gut daran tat, von seinem Amt zurückzutreten – hat vor ein paar Tagen auf Twitter die Volksrepublik China gelobt, weil die Regierung des Landes bis Ende des Jahres «Plastiktüten in Grossstädten» verbieten will. Nouripours Kommentar: «Wo ein Wille ist, ist Umweltschutz.»

Man kann davon ausgehen, dass der grüne Politiker sehr wohl weiss, wie es in China zugeht, wie ernst die chinesische Regierung die Menschenrechte nimmt, wie sie Dissidenten und ethnische Minderheiten behandelt. Aber das sind alles Petitesse am Rande eines langen Weges in eine bessere Welt, eine Welt ohne Plastiktüten, zumindest in den Grossstädten. Andere Twitter-Nutzer wiesen Nouripour darauf hin, dass China seine Kernenergie ausbaut und auch neue Kohlekraftwerke plant. Worauf der klarstellte, er habe nur sagen wollen, dass man Plastiktüten verbieten könne – «auch ohne ein totalitäres System».

Nouripour ist nicht der erste Grüne, der einem totalitären System eine gewisse Anerkennung zollt, weil es etwas verbieten will. Es vergeht selten eine Woche, ohne dass die Grünen ihrerseits etwas verbieten möchten, das der Volksgesundheit schaden könnte. Die deutschen Grünen sind eine echte Verbotspartei. Die Frage ist nur, warum sie so erfolgreich sind: trotzdem oder gerade deswegen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Mann ein Bauchpiercing tragen?
Manuel Scherrer, Romanshorn

Man(n) darf alles – solange es um den Ausdruck seiner selbst in Form der Körperverzierung geht. Es soll keine Grenzen geben, auch beim metallenen Körperschmuck nicht, der immerhin siebentausend Jahre zurückgeht. Dass er in den späten Neunzigern eine Wiedergeburt feierte, hat bestimmt den einen oder anderen gestört. Trotzdem trägt man bzw. der Mann bis heute Ringe im Gesicht, an den Nippeln und an anderen sonderbaren Stellen. Warum also nicht am Bauchnabel? Wen's stört, traut sich selbst nicht. *Silvia Princigalli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wenn die katholische Kirche sich nicht erneuert, winkt <islamische> Zersplitterung.» *Balz Baechli*

Hintergründig

Nr. 3 – «Trump malt die Welt neu»;
Spezial zum World Economic Forum (WEF)

Liebe *Weltwoche*, ich habe über die Trump-Haarwolke über Davos auf deinem Titelbild anlässlich von Trumps erstem WEF-Besuch von Herzen gelacht, das war echt genial, hintergründiger Humor. Jetzt zeigst du, wieder auf dem Titelblatt, ein anständiges starkes Bild vom vielfach gescholtenen US-Präsidenten. Er ist nicht so schlecht, wie sie ihn machen.
Hans Rechsteiner, Eggenwil

Haarscharf

Nr. 3 – «Chef gesucht»;
Editorial von Roger Köppel

Herr Köppel hat am grössten aktuellen Problem der SVP haarscharf vorbeigeschrieben: Wer wird mit und unter Magdalena Martullo-Blocher der neue Chef?
Knut Bannier, Kaiseraugst

Exzellenter Fauxpas

Nr. 3 – «Kein Land schont die Umwelt mehr als Brasilien»; Interview mit Jair Bolsonaro von Flavio Morgenstern

Bereits im Titel wird Bolsonaro als Umweltschützer hochstilisiert. Er betont, dass 60 Prozent des Amazonas-Gebiets unter Naturschutz stünden. Renommierter Forscher warnen aber vor einer Klimakatastrophe: ab 20 Prozent Rodung kollabiere der Klimamotor im Regenwald, 17 Prozent seien bereits vernichtet, erste Verbote seien die schlimmen Brände im Amazonas-Gebiet. Das macht die *Weltwoche* so spannend: mal wieder ein exzellenter Fauxpas.
Thomas Baumann, Kreuzlingen

Das i-Tüpfelchen war dann das Bibelzitat, dass die Wahrheit frei mache. Ob Bolsonaro sich der Tragweite solcher Aussagen bewusst ist? Die Wahrheit macht frei. Frei wozu? Um auszubuten, zu morden, die Umwelt zu zerstören?
Andreas Hafner, Winterthur

Aufstieg und Fall

Nr. 3 – «Papst gegen Papst»;
Kommentar von Peter Keller

Der Zölibat besteht erst seit dem frühen Mittelalter. Der Grund liegt in kulturtektonischen Veränderungen – ähnlich den heutigen. Die Städte wuchsen und die Kirche mit ihnen. In der Romanik tanzten Engel mit Scheusalen auf den Kapitellen der Säulen. Die Gotik zivilisier-



«Von Herzen gelacht»: *Weltwoche*-Cover.

te, militarisierte und polarisierte. Die riesigen Kathedralen sind sozusagen Monumente eines spirituellen Totalitarismus. Der Zölibat machte die Priester zu frauenlosen Gotteskriegerern. Heute wird der Zölibat zu Recht hinterfragt. Die Gründe sind bekannt – Priestermangel, erzwungene Homosexualität, Sexualneurosen, Übergriffe auf Anvertraute und so weiter. Resultat: Der katholische Apparat feiert sich mehr und mehr auf leerer Bühne. Wenn die katholische Kirche sich nicht erneuert, winkt <islamische> Zersplitterung.
Balz Baechli, Zollikon

Erpressung

Nr. 3 – «Weltinnenpolitik in Bern»; Hubert Mooser über die Einflussnahme der Uno

Was unter der Bezeichnung «Soft Law» zu verstehen ist, kann nur als eine Uno-Erpressung von juristischer Couleur interpretiert werden. Die Damen und Herren im Ständerat sollten sich neben dem Kaffeetrinken auch über solche wichtigen Themen schlaumachen.
Robert Renfer, Rapperswil

Überbordende Menschheit

Nr. 3 – «Schadet der Penis dem Klima?»;
Kolumne von Tamara Wernli

Schadet der Penis dem Klima? Ja, aber weniger punkto dicker Autos, sehr wohl aber ganz direkt mit der Bevölkerungsexplosion: 1960 3,5 Milliarden, heute 7,8 Milliarden Menschen. Die enorme Menge an ausgestossenem

CO₂ kann nicht mehr absorbiert werden und den nötigen Sauerstoff produzieren, um damit neues Leben zu ermöglichen. Dasselbe gilt für die überfischten, verdreckten Meere, die mit dem Plankton neues Leben erschaffen. Die überbordende Menschheit konsumiert und verbrennt nur. Eine direkte Folge des veralteten Machismo und Potenzwahns. Die hiesigen Diskussionen um Männer und Frauen sind tatsächlich lächerlich.

Verena Guran-Fierz, Zumikon

Egozentrisches Auftreten

Nr. 3 – «Das Ende der Frage»;
Claudia Schumacher über Partygäste

Faszinierend, dass ich einen Artikel über eine Party lesen darf, an welcher ich offensichtlich auch teilgenommen habe! Jedenfalls beschreibt Claudia Schumacher treffend genau das Gesprächsverhalten einer Person, welches ich schon mehrfach beobachten konnte (um nicht zu schreiben: über mich ergehen lassen durfte). Oder gibt es unter Umständen tatsächlich mehrere Zeitgenossen, welche ein derartig egozentrisches Auftreten bei jeder sich bietenden Gelegenheit an den Tag legen und sich später auch noch dahingehend darüber äussern, dass sie sich an diesem Abend wunderbar unterhalten hätten?

Oliver von Arx, Obergösgen

Unfähige Supermanager

Nr. 3 – «Blockfrei handeln und prosperieren»;
Kommentar von Urs Paul Engeler

Dieser Artikel beschreibt, wie viele unserer Wirtschaftsführer die Industrie in den Abgrund führen, weil sie sich stur auf den EU-Binnenmarkt konzentrieren. Sie tun dies, weil sie keine Branchenkenntnis haben und sich deshalb nur in einem bürokratisch geregelten Markt zurechtfinden können. Wann endlich schicken die Aktionäre die unfähigen Supermanager in die Wüste und ersetzen sie durch bescheidenere, aber fachkundige Führungskräfte? *Max Salm, Umiken*

Mir ist völlig unklar, warum der Bundesrat und das Parlament Schiss vor der EU haben. Hat die EU auch schon mal bei der Schweiz eine Meinung eingeholt, um zu entscheiden, was sie tun soll? *Armin Rohner, Pfungen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wir haben einen engen Bekannten, erfolgreicher Arzt, über achtzig Jahre alt, aber bei guter Gesundheit. Wir haben ein Vertrauensverhältnis und beraten ihn in manchen Fragen. Er ist alleinstehend und verfügt über ein gewisses Vermögen. Nun fällt uns auf, dass sich ein Neffe seiner verstorbenen Frau, der sich über Jahre nie hat blicken lassen, immer öfter bei ihm meldet und ihn auch besucht, ein-, zweimal im Jahr. Dieser Neffe hat kein solides Einkommen, Typ Lebenskünstler – ob es wohl darum geht, sich rechtzeitig vor einer Erbschaft in Stellung zu bringen? Es steht immerhin zu befürchten, dass sich da ein gieriger Verwandter nähert, der es aufs Geld abgesehen hat. Wie lautet Ihr Vorschlag zum weiteren Vorgehen?

P. K. Muri

In solchen Fällen ist es wichtig, dass man die eigene Verantwortung ergründet und das Motiv eines allfälligen Eingreifens. Verantwortlich im rechtlichen Sinn sind Sie sicher nicht. Es ist dem Mann überlassen, was er mit ihrem Vermögen tun will. Aber in einem

moralischen Sinn könnte es ja sein, dass Sie sich verpflichtet fühlen, den Freund vor einer Dummheit zu bewahren. Aber dann haben Sie es sich gut zu überlegen, ob es so schlimm wäre, den Mann sich selbst zu überlassen. In solchen Fällen steht nämlich häufig folgendes Motiv hinter einem Eingreifen: Man tut etwas, damit nichts Dummes passiert, aber man tut es nicht darum, um ein Unglück abzuwenden, sondern darum, um sagen zu können: Ich habe etwas getan; ich – guter Mensch – habe mich bemüht, mehr kann ich nicht tun. Trifft Letzteres zu, lassen Sie lieber die Finger von der Sache, denn es geht ja da jetzt nicht um Sie, sondern um Ihren alten, verwitweten Freund.

Wenn Sie wirklich der Meinung sind, der Neffe sei als Erbschleicher denunziert, dann würde ich Ihnen vorschlagen, ihrer Freundin all das darzulegen, was Sie in letzter Zeit festgestellt haben, dass nämlich erhebliche Gefahr bestehe, dass der Neffe es auf nichts anders als auf das Vermögen abgesehen habe, und dass Vorsicht geboten sei. Empfehlen Sie dem Freund, auf Distanz zum Neffen zu gehen. Natürlich müssen Sie in Kauf nehmen, dass Ihnen dieser Freund die Bekanntschaft aufkündigt, weil er Ihnen Ihren Helferwillen übelnimmt. Aber dies hätten Sie aus Gründen der Ernsthaftigkeit zu akzeptieren.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Ich freue mich auf eine Zukunft voller Gestaltungsmöglichkeiten.»

Ivy Klein
Leiterin Geschäftsentwicklung
Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben



Wenn der Wurm kommt

Jahrzehntelang trieb die SVP ihre Konkurrenten erfolgreich vor sich her. Nach mehreren Misserfolgen richten sich die aufwühlenden Urkräfte nach innen. Wer kann die Partei wieder einen? *Von Erik Ebnetter*

Das Wort geprägt hat alt Bundesrat Christoph Blocher in der ersten Januarwoche an der SVP-Kadertagung in Horn. Bekannt gemacht hat es Nationalrat Andreas Glarner zehn Tage später, als er sich erfolgreich für das Präsidium der SVP Aargau bewarb. Das Wort lautet «Sanierungsfall».

Beide, Blocher und Glarner, bezeichnen damit den gegenwärtigen Zustand der SVP, die jahrzehntelang von Erfolg zu Erfolg geeilt war, in jüngerer Zeit aber empfindliche Niederlagen einstecken musste: etwa 2016 das Nein zur Durchsetzungsinitiative, das nach guten Umfragewerten eher überraschend kam; oder 2019 das klare Nein zur Selbstbestimmungsinitiative, nachdem Vizepräsidentin Magdalena Martullo die Vorlage für bedeutender als die Nationalratswahl erklärt hatte. Sogar der abtretende Präsident Albert Rösti, der seit vier Jahren die Partei führt, spricht von «Sanierungspotenzial».

Dass ein Politiker sein Erbe so kritisch darstellt wie Rösti, ist ungewöhnlich, zumal sich sein Urteil trotz Abstimmungsniederlagen nicht auf Anhieb erschliesst. Die Nationalratswahl 2019 ging für die SVP zwar ebenfalls verloren, aber die Partei ist mit 25,6 Prozent Wähleranteil nach wie vor die stärkste politische Kraft im Land. Die Sozialdemokraten folgen fast neun Prozentpunkte dahinter, die bürgerliche Konkurrenz liegt noch weiter zurück. Letztmals einen höheren Wähleranteil als die heutige SVP hatte eine andere Partei vor bald sechzig Jahren: Die SP kam 1963 auf 26,6 Prozent.

Konkurrenz im Jahrhunderttief

Verbleibt man einen Moment bei den grossen Linien, relativiert sich Blochers Urteil noch einmal: Die SP ist 2019 auf einem Jahrhunderttief angekommen (16,8 Prozent), ebenso die FDP (15,1 Prozent) und die CVP (11,4 Prozent). Nie seit 1919, als das Proporzwahlrecht eingeführt worden war, hatten die gegenwärtigen Bundesratsparteien geringere Wähleranteile als heute – mit Ausnahme eben der SVP.

Die Frage drängt sich auf: Wenn die SVP ein Sanierungsfall sein soll, was sind dann SP und FDP? Und erst die CVP?

Dass die tief protestantische SVP von Pfarrerssohn Blocher an sich selber höhere Massstäbe anlegt als an die anderen, ist nichts Neues – die drastische Selbstdiagnose erstaunt daher nicht. Aber die Perspektive auf das grosse Ganze hält für die Partei noch weitere Lichtblicke bereit.

So hat die SVP die Abspaltung der BDP endgültig verkraftet. Diese verlor 2019 relativ ge-

sehen mehr Wähler als die SVP und dürfte bald ganz von der Bildfläche verschwinden. Der Anspruch der SVP auf zwei Bundesratssitze ist heute – anders als früher – unbestritten, und in vielen Kantonen ist die Partei – ebenfalls anders als früher – zur festen Grösse geworden.

Natürlich gehen diese Erfolge nicht direkt auf Röstis Wirken zurück, sondern haben eine Vorgeschichte. Doch am Befund ändert das nichts: Die SVP stand schon viel schlechter da.

Auch wenn man in die Details geht, gibt es für die Partei erfreuliche Nachrichten. In Horn präsentierte der Politologe Georg Lutz seine Studie über «die eidgenössischen Wahlen 2019 und die SVP». Er stützte sich dabei auf drei Befragungen von je 4200 Personen im Wahljahr. Lutz erklärte, dass die SVP nach einem Tiefpunkt im Frühling 2019 während des Wahlkampfs durch einen deutlich pointierteren Auftritt wieder zugelegt habe.

Rösti, der unermüdlich von Termin zu Termin raste und auch in Fernsehdebatten trotz Lausbubengesicht und konzilianter Art eine immer bessere Figur machte, führte also einen, relativ gesehen, erfolgreichen Wahlkampf, nicht nur für sich selber – er erzielte das landesweit beste Ergebnis –, sondern auch für die Partei. So ist es ihm gelungen, die SVP-Vertretung im Ständerat um einen Sitz auf sechs Mandate zu erhöhen und damit einen Trend zu brechen. Seit 2003 hatte die Partei in der Kleinen Kammer nur noch Sitze verloren: Einst waren es acht, zuletzt noch fünf.

Im Nationalrat resultierte zwar ein Verlust von zwölf Mandaten, auch weil die Listenverbindungen weniger ertragreich waren als noch 2015. Allerdings hat ein Ständerat im Parlament viermal mehr Stimmkraft als ein Nationalrat, was die Verschiebungen weniger dramatisch macht, als sie auf den ersten Blick scheinen.

Auch den Vergleich mit alt Nationalrat Toni Brunner, seinem hochgelobten Vorgänger im Amt des Parteipräsidenten, braucht Rösti nicht zu scheuen: Die SVP hat nach der Wahl vom Herbst 2019 nur einen Nationalrat weniger als 2011. Brunner, der 2011 gleich lang Präsident gewesen war wie Rösti heute, musste damals ebenfalls eine Wahlniederlage einstecken. Seine grossen Erfolge feierte er erst später, mit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative 2014 und der Nationalratswahl 2015, als die SVP ein Rekordresultat einfuhr. Vielleicht ist Rösti einfach zu früh zurückgetreten.

Ganz freiwillig, so viel lässt sich festhalten, erfolgt sein Abschied von der Parteispitze nicht.

Glarner, der sich auch eine Kandidatur für das nationale Präsidium überlegt, deutet es an: «Rösti stand unter unheimlichem Druck aus Zürich.» Er dürfte damit Blocher meinen, will sich aber dazu nicht weiter äussern.

Entscheidende Sitzung vor Weihnachten

Nach *Weltwoche*-Informationen soll die entscheidende Sitzung in der letzten Sessionswoche vor Weihnachten stattgefunden haben. Der Parteileitungsausschuss traf sich in Bern, um Konsequenzen aus den Wahlverlusten zu diskutieren. Anwesend war auch Blocher in



Nagende Zweifel.

seiner Funktion als alt Bundesrat, ohne allerdings Stimmrecht zu haben.

Rösti sei nach der Sitzung auffallend geknickt gewesen, erzählt ein Fraktionsmitglied. Blocher hatte zuvor skizziert, was er vom Präsidenten nun erwarte: hartes Durchgreifen überall dort, wo die SVP verloren hat – also fast überall, vor allem in der Romandie, in Basel-Stadt und im Aargau. Seine Analyse der Wahlniederlage in Kurzform: mangelhafter Einsatz in den Sektionen. In diesem Augenblick dürfte Rösti bewusst geworden sein, dass sein ausgleichender, moderierender Führungsstil auf Dauer nicht mehr gefragt sein würde, zumal Blocher im Gremium kein nennenswerter Widerstand erwuchs.

Hinzu kam für Rösti, dass die politische Grosswetterlage mit Klima und Greta der Partei auch nicht hilft. Solange keine Rezession einsetzen und konservative Politik wieder gefragt sein wird, hat es jede Person an der SVP-Spitze schwer. Ohne den Rückhalt des Parteidozens, nach ein paar weiteren Nieder-

lagen, wäre Rösti womöglich ausgebrannt gewesen und hätte als Verlierer abtreten müssen. Das wollte er sich wohl ersparen.

Wie dem auch sei: Wenige Tage nach der Sitzung des Parteileitungsausschusses teilte Rösti via *Sonntagsblick* seinen Rücktritt mit.

Dass er so schnell klein beigab, hat viele in der Partei überrascht, vielleicht sogar Blocher selber. Vorgesehen war, mit voller Kraft in den Abstimmungskampf um die Begrenzungsinitiative zu ziehen. Das Volk befindet im Mai über diese Einschränkung oder, je nach Sichtweise, die Kündigung der Personenfreizügigkeit. Es dürfte für die SVP, abgesehen von einem allfälligen Votum über das Rahmenabkommen, das wichtigste Geschäft der Legislatur werden. Stattdessen beschäftigt sich die Partei nun mit sich selber.

Ein Nachfolger für den scheidenden Chef steht, anders als in früheren Fällen, nicht bereit. Erst Ende März, eineinhalb Monate vor der kapitalen Abstimmung, werden die Delegierten einen neuen Präsidenten wählen.

Hinter vorgehaltener Hand macht sich Unmut breit, auch Verunsicherung. Ein Nationalrat erklärt: «Wer einen Mann wie Rösti wegbeisst, muss erst mal einen besseren präsentieren. So viele Leute, die bereit sind, für Gottes Lohn diese Arbeit zu machen, haben wir nicht.» Ein anderer sagt: «Bei Blocher ist noch schnell etwas ein Sanierungsfall.»

Nach *Weltwoche*-Recherchen hätte Rösti weitergemacht, wenn er das Vertrauen Blochers genossen hätte. Sein Plan war es, einen starken Vizepräsidenten hinzuzunehmen, der sich noch intensiver um den Bodenkampf in den Sektionen gekümmert hätte.

Tatsächlich liegt dort einiges im Argen. Als die SVP 1992 im europapolitischen Gefecht gegen Bundesrat, Freisinn, Wirtschaftsverbände und Medien gross wurde, hatte sie Bewegungskarakter. Heute, wenn die Themenkonjunktur gegen die Partei läuft, fehlt das Feuer. Ein Präsidiumsmitglied sagt es so: «Ein Drittel der SVP-Sektionen ist faktisch inexistent. Ein Drittel macht das Nötigste. Ein Drittel ist gut.»

Ungeachtet dessen wehren sich prominente Mitglieder gegen den Begriff «Sanierungsfall». Zu ihnen zählt Nationalrat Marcel Dettling, der als möglicher Rösti-Nachfolger gehandelt wird, aber erst Anfang Februar über eine mögliche Kandidatur informieren will. Er sagt: ««Sanierungsfall» ist sicher übertrieben. Eine Partei ist kein Unternehmen, da gelten andere Gesetzmässigkeiten.»

Auf dem Weg zur normalen Partei

Wo liegt das tiefere Problem der SVP? Warum gelingt es ihr nicht mehr, die Konkurrenz vor sich herzutreiben, die Schlagzeilen zu monopolisieren? Während Jahrzehnten verbreitete sie ein geradezu unheimliches, gebieterisches Sieger-Image. Heute ist sie im Begriff, eine ganz normale Partei zu werden.

Albert Rösti sagt, das habe viel mit den sehr realen Erfolgen der SVP zu tun. Niemand glaube heute mehr an einen EU-Beitritt der Schweiz. Die Zuwanderung gehe auf Druck der SVP zurück, die anderen Parteien hätten sich zumindest rhetorisch der einst angefeindeten Konkurrentin angenähert und würden ihre Themen nicht mehr so einhellig tabuisieren. Die SVP werde nicht mehr nur ausgegrenzt, sondern zusehends kopiert – was die Profilierung erschwere. Zudem, ergänzt er, sei es ein «Riesenchampf», in «wohlstandsverwahrlosten Zeiten» die Leute an der Basis abzuholen. Der Zerfall der Strukturen sei auch eine Folge dieses sich ausbreitenden Gefühls, der Schweiz gehe es ja gar nicht so schlecht.

Tatsächlich hat die SVP viele Probleme, die sie anpacken muss, will sie ihre lange Erfolgsgeschichte fortschreiben. Politologe Lutz zeigte in Horn auf, dass 54 Prozent der Befragten sich nicht vorstellen können, jemals SVP zu wählen. Von 2003 bis 2015 lag dieser Wert stabil zwischen 46 und 48 Prozent. >>>



Ein anderer Befund dürfte für die SVP noch unangenehm sein: Sie gilt gemäss Lutz bei keinem Thema als Partei mit den besten Lösungen, nicht einmal in der Migrationspolitik, bei der der SP mehr Kompetenz zugetraut wird (allerdings genießt die SP dabei das Vertrauen fast des gesamten linken Spektrums, während die SVP im bürgerlichen Lager mit FDP und CVP konkurriert). In der Europapolitik ist es die FDP, die als deutlich kompetenter wahrgenommen wird als die SVP. Das verheißt gerade für die Begrenzungsinitiative nichts Gutes, obschon laut Lutz eine Mehrheit der Befragten für weniger Zuwanderung ist.

Bahn frei für Martullo?

Wer sich in der Partei umhört, stößt oft auf dieselbe Kritik: dass sich die SVP inhaltlich verengt habe. Vernachlässigt würden etwa die Sozial- oder die Gesundheitspolitik. Ein Mann wie alt Nationalrat Toni Bortoluzzi, der sich jahrzehntlang mit solchen Themen beschäftigte, sei nicht gleichwertig ersetzt worden.

Nachdem sogar Bundesrat Ueli Maurer unlängst in einem Interview kritisiert hatte, die SVP kümmere sich zu wenig um die alltäglichen Sorgen der Bürger, ging offenbar ein Ruck durch die Parteileitung. In Horn verkündete Albert Rösti, die SVP wolle dafür sorgen, dass die Negativzins-Erträge der Nationalbank künftig in die AHV fließen. Die anwesenden Kader antworteten mit Szenenapplaus. An der Albisgüetli-Tagung vergangene Woche schwenkte sogar Blocher auf diese Linie ein.

Eine thematische Verbreiterung dürfte allerdings kaum in seinem Sinn sein. Zwar erschloss er als junger Politiker in den siebziger und achtziger Jahren für die damalige Landwirtschafts-Militär-und-Finanz-Partei SVP neue Politikfelder, predigte später aber oft die Konzentration auf Kernthemen wie Migration und Europa. Seine jüngsten Aussagen legen den Schluss nahe, dass er sich an der Parteispitze einen Reorganisator ohne allzu grosse politische Ambitionen wünscht.

Ein prominentes Parteimitglied äussert den Verdacht, dass Blocher so vor allem den Weg für seine Tochter Magdalena Martullo freiräumen wolle und Rösti dafür zu präsent in den Medien gewesen sei. Als Chefin eines Grosskonzerns wird Martullo tatsächlich kaum Zeit haben, die Parteisektionen im Land aufzusuchen. Würde dies ein genügsamer Präsident übernehmen, könnte sie, die heute schon als SVP-Vizepräsidentin amtiert, die publikumswirksamen Auftritte in der SRF-«Arena» und in den Sonntagszeitungen übernehmen. Wenn dann Ueli Maurer in absehbarer Zeit als Bundesrat zurücktritt, befände sie sich in optimaler Position,

um für seine Nachfolge zu kandidieren. Geht es also darum? Soll die Tochter dereinst in den Bundesrat einziehen, aus dem der Vater abgewählt wurde? Ein Teil der gegenwärtigen SVP-Verunsicherung scheint auch damit zu tun zu haben, dass prominente SVPLer zu Recht oder zu Unrecht das Gefühl haben, hinter den Manövern ums Parteipräsidium steckten weniger sachliche als vielmehr familiendynastische Gründe.

Ob dies tatsächlich Blochers Kalkül entspricht, muss offenbleiben. Dagegen spricht: Hätte man Rösti wirklich demontieren wollen, hätte man ihn die schwierigen nächsten Monate machen und ins Messer laufen lassen können. Die Kritik an ihm erlaubte ihm auch eine Art Befreiung vom schwierigen Amt und gibt der Partei die Möglichkeit, mit einer neuen, unverbrauchten Person die nächste Legislatur in Angriff zu nehmen.

Viele drucksen herum

Fast alle Befragten rechnen damit, dass Martullo nun eine noch wichtigere Rolle in der SVP spielen wird als bisher schon. Manche gehen so weit, den nächsten Präsidenten als Chef von Martullos Gnaden zu bezeichnen.

Andreas Glarner hätte damit kein Problem: «Ich würde auch unter Martullo die Partei führen, warum nicht?», erklärt er. Marcel Dettling, über den eine anonyme Nationalrätin in der NZZ höhnte, er sei Martullos «Wasserträger», sagt zu den Spekulationen, die sich um deren Einfluss ranken: «Das sind doch Sprüche unserer Gegner, die uns schlechtreden wollen.»

Ob es so einfach ist? Die Parteileitung hat vermutlich auch schon besser harmoniert. Viele SVPLer drucksen herum, aber man spürt, dass die forsche Ems-Chefin im Parteileitungsausschuss, dem wichtigsten Führungsgremium, nicht nur gut ankommt. Sie gilt als sehr geltungsbedürftig. Diskussionen mit ihr würden vor allem darin bestehen, dass Martullo selber rede, während der Vater auch die Kunst des Zuhörens beherrsche.

Einer sagt: «Sie hat enorme Stärken, aber sie hat nicht den strategischen Weitblick ihres Vaters, meint es aber.» Parteien sind Vereinigungen der politischen Auseinandersetzung, aber es sind auch hoch empfindliche Resonanzkörper zwischenmenschlicher Beziehungen. Wenn es oben nicht läuft, kann die ganze Truppe an Durchschlagskraft verlieren.

Stand heute, ist das Rennen um die Präsidentschaft offen. Wer immer Röstis Nachfolge übernimmt, wird ein schweres Erbe antreten. Er muss einer erfolgsverwöhnten Partei nach schmerzlichen Niederlagen wieder Selbstbewusstsein einimpfen und sie womöglich

thematisch breiter aufstellen, wobei diese Auffassung nicht alle führenden Mitglieder teilen.

Mehr oder weniger akzeptiert ist hingegen der Befund, dass die Strukturen der Partei nicht mit ihrem schnellen Wachstum mitgehalten haben und teilweise veraltet sind. In der Westschweiz ist es nicht gelungen, einen Reisser wie Oskar Freysinger oder den erratischen, aber anfänglich erfolgreichen Yvan Perrin zu ersetzen.

Vorbild Salvini

Ein anderes Problem betrifft die Nachwuchsförderung. Dass die Partei überaltert ist und zunehmend Mühe hat, Wähler ausserhalb ihres Milieus anzusprechen, hängt auch mit demografischen Entwicklungen zusammen. Junge Eingebürgerte können es sich oft nicht vorstellen, SVP zu wählen, weil die Partei ihnen kaum Identifikationsfiguren bietet.

Ein Nationalrat sagt: «Auf Dauer genügt es nicht, nur Winkelried-Schweizer in den Räten zu haben.» Viele Schweizer mit Wurzeln im Balkan würden die SVP-Werte teilen, fühlten sich von der Partei aber nicht angesprochen. Ein weiteres Problem sei, dass immer weniger Schweizer eine Berufslehre machen: Hochschulabsolventen würden eher freisinnig, grünliberal oder links wählen.

Auch im Bereich Social Media bestehe grosser Nachholbedarf, betonen mehrere Befragte. Zwar würden verschiedene Parteipolitiker mit neuen Kommunikationskanälen experimentieren, aber eine Strategie, wie sie etwa Lega-Chef Matteo Salvini in Italien erfolgreich anwende, sei in der SVP weit und breit nicht auszumachen.

Ohnehin ist Salvini für manche in der Partei zur Orientierungsgrösse geworden. Nachdem Blocher jahrzehntlang jede sozialistisch anmutende Regung abgeklemmt hat, mehren sich die Stimmen, die eine grosszügige Sozialpolitik nach Lega-Vorbild befürworten. Argumentiert wird, man müsse die Leute etwa mit höheren Renten für sich gewinnen, um die entscheidenden aussenpolitischen Abstimmungen zu gewinnen. Vizepräsident Marco Chiesa gehört zu dieser Gruppe, auch Nationalrat Alfred Heer.

All diese Diskussionen werden die SVP noch eine Weile begleiten. Und obschon sie vergleichsweise gut dasteht, wird ihr neuer Präsident tatsächlich von Tag eins an gefordert sein: zunächst mit dem Abstimmungskampf um die Begrenzungsinitiative, dann mit dem Umbau der Partei.

Christoph Blocher verlängerte mit seinem Kampf gegen die EU den Sonderfall Schweiz um eine Generation und veränderte damit die politische Geografie des Landes. Seine Nachfolger stehen nun vor einer ganz ähnlichen Aufgabe: Alles muss sich ändern, damit alles bleibt, wie es ist. Sonst wird aus der SVP tatsächlich das, was Blocher heute schon an die Wand malt: ein Sanierungsfall. ○



«Es genügt nicht, nur Winkelried-Schweizer in den Räten zu haben.»

Jetzt
abonnieren!



**Hier sollte unser Beikleber
angebracht sein. Wenn er nicht
mehr da ist, haben Sie ihn sicher
schon ausgefüllt und eingeschickt.
Grossartig! Herzlichen Dank und
viel Lesespass mit der *Weltwoche*!**

Weitere Abo-Angebote:

www.weltwoche.ch/abo

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch

DIE  WELTWOCHE

Beruf: Politikerin

Mattea Meyer, aufgehender Stern am SP-Himmel, hat kein Problem mit der Vorstellung, die Politik als Beruf auszuüben. Die junge Nationalrätin glaubt, dass es viel besser ist, wenn man sich voll professionell im Bundeshaus betätigt ohne ablenkende Nebenbeschäftigungen. Von Katharina Fontana

Sie waren die Ersten, die den Hut in den Ring geworfen haben. Mattea Meyer und Cédric Wermuth wollen neue SP-Präsidenten werden und Christian Levrat beerben. Etliche bekannte Namen haben schon abgesagt, andere Interessenten zieren sich noch. Ob Meyer und Wermuth Konkurrenz erhalten, wird sich bis Mitte Februar zeigen, wenn die Anmeldefrist abläuft. Werden die beiden Anfang April vom Parteitag gewählt, wird die SP künftig von einer jungen, attraktiven, lässigen und sehr linken Doppelspitze geführt.

Während Wermuth zu den bekanntesten Schweizer Politikern zählt, stand Mattea Meyer bisher weniger im Rampenlicht. Politisch unterscheidet die beiden nicht viel, sie sind in der Wolle gefärbte Linke, die bei den Jungsozialisten (Juso) ihr politisches Handwerk gelernt und die Juso gross gemacht haben – er als Präsident, sie als Vizepräsidentin. Beide vertreten Ideen, die bürgerlichen Zeitgenossen die Haare zu Berg stehen lassen und die auch etlichen Sozialdemokraten als deutlich zu links erscheinen. Im Vergleich zu Wermuth, der sich vom einst kiffenden Hausbesetzer zum repräsentablen Bundesparlamentarier gewandelt hat, wirkt seine Mitbewerberin weniger glatt, weniger geschliffen.

Mattea Meyer hat ihre Kindheit im Baselbiet verbracht, was in ihrem Dialekt allerdings keine Spuren hinterlassen hat; sie stammt aus einer mittelständischen Familie. Heute ist die 32-Jährige Mutter einer bald dreijährigen Tochter. Ihr Partner ist Marco Kistler, der früher in der SP-Zentrale tätig war und namentlich durch die 1:12-Lohninitiative bekannt geworden ist. Er hat sich selbständig gemacht, führt heute eine eigene kleine Firma. Die Familie wohnt in Winterthur, Arbeit und Kinderbetreuung werden geteilt.

Überzeugte Berufspolitikerin

Während des Studiums in Zürich arbeitete Meyer als Rechtsassistentin in einer Wirtschaftskanzlei. 2015 erlangte sie einen Master in Wirtschaftsgeografie zum Thema «Sozialfirmen in der Schweiz». Seither sitzt sie im Nationalrat – gehört also zu jenen Jungsozialisten, die es direkt vom Hörsaal in den Plenarsaal des Parlaments gespült hat, wie es SP-Doyen Helmut Hubacher einst formuliert haben soll. Den Einwand, sie verfüge über zu wenig Erfahrung in der realen Arbeitswelt, um glaubwürdig zu politisieren, hält sie für anmassend, wie sie bei unserem Gespräch in

einem Zürcher Café sagt. «Eine Juso oder eine SP-Sektion so aufzubauen, dass man Wahlen gewinnt, da steckt sehr viel Arbeit dahinter.» Überhaupt sei sie mit dem Leben, das sie führe, mit ihrem Präsidium des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks oder mit der «unbezahlten Betreuungsarbeit» zu Hause – gemeint ist die Zeit, die sie mit ihrer kleinen Tochter verbringt – viel näher am Alltag der erwerbstätigen Menschen als jene Parlamentarier, die in mehreren Verwaltungsräten sässen und sich ihre Pöstchen teils mit Hunderttausenden von Franken vergolden liessen.

Dass sie Berufspolitikerin ist, hält Mattea Meyer für absolut gerechtfertigt. «Als Parlamentarier so zu tun, als könne man einen regulären Vollzeitjob haben und nebenher noch auf die Schnelle die Zukunft der AHV regeln oder die Energiepolitik der nächsten Jahrzehnte prägen, halte ich für unseriös. In der Politik brauchen wir Zeit, damit wir den Leuten zuhören und ihre Anliegen verstehen können.» Ihre Einkünfte stammen denn auch fast ausschliesslich aus der Bundeskasse, wie viel sie verdient, kann man auf ihrer Webseite nachlesen.

Die SP wird seit sechzehn Jahren von Männern geführt, und es gibt etliche Stimmen, die finden, dass die auf Gleichstellung getrimmte Partei nun ein weibliches Aushängeschild brauche. Die Frage liegt auf der Hand: Warum kandidiert Mattea Meyer nicht allein? Das komme wegen ihrer familiären Situation nicht in Frage, sagt sie. Zudem sei «die Zeit der Einzelkämpferinnen und Einzelkämpfer,

«Wir müssen für jene eintreten, die arbeiten, und gegen jene, die das grosse Geld haben.»

die alles alleine tun können, vorbei. Es bringt mehr, wenn man die Partei als Team führt, das stärkt und entlastet gleichzeitig.» Damit ein Co-Präsidium gut funktioniere, müsse man sich gegenseitig vertrauen, und das hänge stark von der Persönlichkeit ab. «Bei Cédric Wermuth und mir funktioniert das, wir kennen uns seit vielen Jahren und stehen uns politisch und persönlich nahe.»

Auf die Frage, ob sie nicht befürchte, neben dem Medienstar Wermuth bloss die zweite Geige zu spielen, weniger häufig grosse Interviews zu geben, seltener in der Elefantenrunde am Fernsehen zu stehen, reagiert die

SP-Frau zunächst unwillig. Schon die Frage als solche hält sie für problematisch, weil daraus hervorgehe, dass ihr Mitbewerber der Prominentere von ihnen beiden sein werde. Dann aber holt sie aus: «Ich mache seit fünfzehn Jahren Politik, auf der städtischen bis hin zur nationalen Ebene. Vertrauen Sie mir: Ich habe mir die Kandidatur gut überlegt. Cédric und ich, wir werden das Präsidium gleichberechtigt ausüben. Doch man wird sehen, wie sich die Medien verhalten, ob sie eher daran interessiert sind, den Mann statt die Frau zu Wort kommen zu lassen.»

Aufbruch wohin?

Das Kandidatenduo wirbt mit dem Slogan des «linken Aufbruchs». Angesichts des schleichenden Niedergangs täte ein solcher der SP sicher gut, doch wohin die Genossen aufbrechen sollen, ist nicht klar. Die Floskeln, deren sich Meyer und Wermuth bedienen, sind sehr wolkig, es geht um Klima, Gerechtigkeit und um eine fortschrittliche Gesellschaft. Für diese Themen gibt es allerdings auch andere Interessenten, allen voran die Grünen, die letztes Jahr von einer harmlosen kleinen Schwesterpartei plötzlich zur Konkurrentin geworden sind. Wie soll sich die SP verhalten: kooperieren oder abwehren? Mattea Meyer tendiert dazu, vermehrt mit den Grünen zusammenzuspannen und sie nicht in erster Linie als Konkurrenz anzusehen. «Zusammen können wir die Verantwortung für linke Projekte auf mehr Schultern verteilen, das kann eine Riesenchance für unsere Bewegung sein.»

Das führt zur Frage, die derzeit so manchen Genossen umtreibt: Warum soll ein Linker die SP wählen, wenn er daneben die grüne Alternative hat? Und wie kann die Partei bei den Jungen punkten? Eine klare Antwort hat Meyer nicht parat. Sie argumentiert vor allem mit der Geschichte der SP, mit ihren Verdiensten um die soziale Absicherung und Gleichberechtigung. Auch bei der Klimadebatte gehe es letztlich um den Kampf gegen Ungleichheit, und da werde die SP eine tragende Rolle spielen. Anders als die Grünen, die beim Klimaschutz viel von persönlichem Verzicht reden, legt Meyer den Fokus weniger auf das individuelle Verhalten, sondern mehr auf das Grosskapital. «Wir diskutieren über Flugticketabgabe oder Benzinaufschläge, dabei ist der Finanzplatz Schweiz für den grössten CO₂-Ausstoss verantwortlich. Hier müssen wir ansetzen.» Das Geld für den ökologischen



Warum soll man noch die SP wählen? Nationalrätin Mattea Meyer.

Umbau will Meyer bei den Reichen holen, die eine grosse Verantwortung für die Klimakrise tragen. «Wenn man die hohen Vermögen stärker besteuert, kommen Milliarden zusammen. Die 300 Reichsten besitzen 700 Milliarden Franken, jedes Jahr werden Riesenbeträge steuerfrei vererbt – das ist absurd!»

Mit dem Steuergeld der Reichen möchte Meyer auch den Sozialstaat modernisieren, beispielsweise die Krippen verbilligen. Zudem fordert sie, die wöchentliche Arbeitszeit substanzial zu reduzieren, wie dies Frank-

Beim Thema Europa verstrickt sich die Kapitalismuskritikerin in die bekannten Widersprüche.

reich mit der 35-Stunden-Woche vorgemacht habe. So könne man die Menschen an den Produktivitätsfortschritten der digitalisierten Arbeitswelt teilhaben lassen. Und über allem schwebt ohnehin das Ziel, den Kapitalismus zu überwinden. Daran will Mattea Meyer festhalten – böse Zungen meinen zwar, dass die Wirtschaft im Moment auf dem besten Weg ist, das selber zu erledigen –, denn «wirtschaftlich weitermachen wie bisher ist definitiv keine Lösung».

«Von unten nach oben»

Beim Thema Europa verstrickt sich Kapitalismuskritikerin Meyer dann in die bekannten Widersprüche der linken EU-Politik. Die aktuelle EU kritisiert die Nationalrätin zwar als neoliberal, hält aber dennoch am linken Dogma fest, dass die Schweiz dem Wachstumskoloss beitreten solle. «Die EU muss sozialer und demokratischer werden. Doch dafür müssen wir mitreden können.» Zum institutionellen Rahmenabkommen in der jetzigen Form bedingungslos ja zu sagen, «wäre verantwortungslos», und das nicht nur wegen des Lohnschutzes, sondern auch wegen der Streitbeilegung. «Es darf nicht sein, dass die Schweizer Arbeitsmarktpolitik am Ende durch den Europäischen Gerichtshof entschieden wird.» An der Personenfreizügigkeit will Mattea Meyer aber auf keinen Fall rütteln.

Bleibt die Grundfrage: Warum soll die Arbeiterklasse eine «Arbeiterpartei» wählen, die ungebremsst junge Leute aus der EU ins Land lässt und damit Jobs in Gefahr bringt? «Wenn ein hiesiger Arbeitnehmer seine Stelle an einen Polen verliert, dann ist es nicht die Schuld des Polen, sondern jene des Unternehmens, das den Profit über alles stellt», sagt Meyer. Für die SP könne es nicht darum gehen, den Kampf der Schweizer gegen die Ausländer zu führen. «Wir müssen für jene eintreten, die arbeiten, und gegen jene, die das grosse Geld haben. Wir kämpfen von unten nach oben.» ○

Sie verschenkt, was ihr nicht gehört

Die Top-Diplomatin Christine Schraner Burgener geht grosszügig mit dem Eigentum der Steuerzahler um. Sie vermacht den Deutschen ein wertvolles Gemälde aus Staatsbesitz. *Von Christoph Mörgeli*

«Ich habe mich drei Jahre lang im Büro in Berlin am Anblick des Bildes erfreut, aber es hat mich ständig an das Schicksal vieler Künstler während der Nazi-Herrschaft erinnert.» So offenbarte die frühere Schweizer Botschafterin Christine Schraner Burgener ihre persönliche Gefühlslage, die sie dazu bewog, ein Bild des bedeutenden Malers Max Liebermann (1847–1935) an ihr Gastland zu verschenken. Und so kam es, dass die sensible Diplomatin – vorerst im Alleingang und auf eigene Faust – beschloss, das Kunstwerk im Besitz der Eidgenossenschaft einem deutschen Privatverein zu Eigentum zu übergeben.

Dabei legte Schraner Burgener erstaunlich grossen Wert darauf, höchstselbst die «Schirmherrschaft» der kostbaren Schenkung an die Deutschen auszuüben. Die von der Gabe völlig überraschte Max-Liebermann-Gesellschaft als Trägerin der Liebermann-Villa am Wannsee besass bis dahin nur gerade vier Originalwerke ihres Meisters. Entsprechend begeistert reagierte der Verein auf die «grossherzige Absicht» der Schweizer Botschafterin. Dass die Interessensvertreterin des kleinen Nachbarlandes so ausschliesslich die Interessen des Gaststaates vertrat, sorgte in Berlin für einige Überraschung.

Legaler Erwerb, nicht Raubkunst

Beim besagten Gemälde handelt es sich um die 1923 entstandene «Grosse Seestrasse in Wannsee», ein Sujet, das Max Liebermann direkt vor seiner Sommervilla ausserhalb der Grossstadt vorfand; gewöhnlich wohnte er im Palais Liebermann beim Brandenburger Tor. Bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten war der jüdische Künstler 85-jährig und starb zwei Jahre später. Liebermann gilt als einer der bedeutendsten Vertreter des Impressionismus und gehört zu den wichtigsten Wegbereitern der klassischen Moderne. Entsprechend kostspielig sind heute seine Werke: 2015 erreichte Liebermanns Bild «Zwei Reiter am Strand» an einer Auktion bei Sotheby's in London den stolzen Preis von 2,6 Millionen Euro. Das «Rondell» im Wannseegarten hatte 2006 beim Auktionshaus Villa Grisebach immerhin 1,9 Millionen Euro erzielt.



Schraner Burgener.

Sosehr das Gemälde im Schweizer Botschaftsgebäude in Berlin das zarte Gewissen von Christine Schraner Burgener beunruhigt hat – mit Raubkunst hat es nichts zu tun, wie eine formelle Untersuchung der Herkunft ergab. Vielmehr gelangte das Bild völlig legal in den Besitz der Eidgenossenschaft. Ende 1948 hatte der kunstsinnige Diplomat François de Diesbach die «Grosse Seestrasse in Wannsee» in der Berliner Kunsthandlung Leo Spik erworben. Dem Freiburger Aristokraten oblag die schwierige Aufgabe, im zerbombten Berlin die «Heimschaffungen» von Schweizer Bürgern aus Deutschland zu organisieren. Es gibt keinerlei Hinweise, nach denen der Vorbesitzer namens Erich Sauerland dieses Gemälde unrechtmässig erworben hätte. Ein halbes Jahr später verstarb de Diesbach bei einem Segelunfall auf der Havel; seine Witwe hinterliess keine Nachkommen.

So blieb Liebermanns Bild in der Botschaft hängen und wurde 1965 in deren Inventar aufgenommen. Als 1997 die Rückgabe jüdischer Vermögenswerte und das Thema Raubkunst in aller Munde waren, machte sich das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) auf die Suche nach formellen Erben. Zwei entfernte Verwandte von François de Diesbach meldeten 1999 zwar Ansprüche an, konnten sich aber auf keine Erbengemeinschaft einigen, um sie rechtlich zu untermauern.

Botschafterin Schraner Burgener dürfte sich als ausgebildete Juristin nicht im Unklaren über die Eigentumsverhältnisse gewesen sein. Als das EDA auf ihre Initiative Anfang 2018 ankündigte, die Eidgenossenschaft beabsichtige, das Liebermann-Gemälde zu verschenken, setzte sich ein Erbe aus der weiteren Familie de Diesbach zur Wehr. Doch ein Gutachten des Genfer Kulturgüterexperten Marc-André Renold im Auftrag des Aussendepartements kam zum Schluss, dass die Eidgenossenschaft Liebermanns Bild nach siebzig Jahren juristisch «ersessen» hatte – und zwar sowohl nach schweizerischem wie nach deutschem Recht.

Aussenminister Ignazio Cassis orientierte den Gesamtbundesrat erstmals am 14. Mai 2018 über die vorgesehene Schenkung, wozu die Landesregierung grosszügig ihre Zustimmung



Neu in privaten Händen: Max Liebermanns

erteilte. Botschafterin Schraner Burgener beabsichtigte, das Bild im Juni 2018 anlässlich der Ausstellung «Max Liebermann und Paul Klee: Bilder von Gärten» feierlich der Liebermann-Villa zu überreichen. Denn sie war nach Besuchen am Wannsee zur Überzeugung gelangt, die dortige Villa – und nicht die Schweizer Botschaft – sei der richtige Aufbewahrungsort.

Das Berner Obergericht machte ihr vorerst einen Strich durch die Rechnung und verbot wegen des Eigentumsanspruchs eines möglichen Erben das Geschenk mittels superprovisorischer Verfügung. Deshalb konnte Schraner

Ganz sicher kann die Schenkung nicht als Wiedergutmachung von begangenen Unrecht herhalten.

Burgener bei der Vernissage-Feier das Gemälde vorderhand nur als Dauerleihgabe überreichen und musste eine bereits vorbereitete öffentliche Verkündigung der Schenkung vorerst zurückhalten. Dennoch eröffnete Schraner Burgener – von der Uno bereits zur Sondergesandten für Myanmar ernannt – die Ausstellung als offizielle «Schirmherrin» und enthüllte mit viel Tamtam die «Grosse Seestrasse».

Kein Geschenk an die Opfer

Im August 2018 wurden die Ansprüche des möglichen Erben vom Berner Obergericht abgewiesen. Nunmehr war die Eidgenossenschaft endgültig rechtmässige Eigentümerin, und damit stand der Schenkungsabsicht der Botschafterin nichts mehr im Wege. Sie sei froh, dass sich keine Hinweise auf Raubkunst ergeben hätten und dass das Bild jetzt dort hänge, wo es vermutlich entstanden sei: «Es hat meines Erachtens den richtigen Platz gefunden», liess sie vermelden. Am offiziellen Schenkungsakt vom 14. April 2019 in der Liebermann-Villa posierte be-



«Grosse Seestrasse in Wannsee» von 1923.

reits Schraner Burgeners Nachfolger, Botschafter Paul Seger. Er bezeichnete das Gemälde als «Geschenk der Schweizer Botschaft in Deutschland an die Öffentlichkeit». Wahr ist das Gegenteil: Das Kunstwerk ging aus dem öffentlichen Eigentum der Schweiz in private Hände in Deutschland über. Ganz sicher jedenfalls kann die kostbare Schenkung nicht als Wiedergutmachung von begangenen Unrecht herhalten, denn Liebermanns Bild kam nicht in die Hände der Nachkommen von Opfern der Nazi-Verfolgung, sondern – wenn schon – in die Hände der Nachkommen der Täter.

Das Bundesamt für Kultur, in dessen Zuständigkeit die Kunstsammlungen des Bundes fallen, war bei der Schenkung laut eigenen Angaben «nicht unmittelbar involviert». Das fragliche Gemälde sei nie Teil der Kunstsammlungen des Bundes gewesen und daher auch nicht in dessen Inventar aufgeführt: «Aus diesem Grund fällt die Abwicklung nicht in unsere Zuständigkeit.» Eine systematische Übersicht und eine einheitliche Zuständigkeit für die Kunstschätze in Bundesbesitz scheinen nicht zu existieren.

Die Selbstprofilierung einer ehrgeizigen Botschafterin rechtfertigt den sorglosen Umgang mit Steuergeld kaum. Dass das Ausserdepartement und der Bundesrat diesen abgesegnet haben, macht die schlechte Sache nicht besser. Im Raum steht nicht weniger als der Vorwurf der ungetreuen Geschäftsführung durch eine Beamtin des Bundes und letztlich durch die Landesregierung. Die Schenkung erstaunt umso mehr, als sie durch Christine Schraner Burgener vorangetrieben wurde, also durch eine Diplomatin mit Parteibuch der SP, die ehemals die Gewerkschaft des Bundespersonals in ihrem Departement präsidiert hat. Ausgerechnet diese Genossin konnte in Berlin nicht schnell genug den ihr anvertrauten staatlichen Kollektivbesitz privatisieren.

Kommunikation

Mission und Marktwert

Weltanschauliche Vereinnahmungen von Persönlichkeiten mit globaler Ausstrahlung werden zunehmen. Roger Federer beweist enormes strategisches Geschick. *Von Aloys Hirzel*

Man mag zu Greta Thunberg und ihrer Klimakampagne stehen, wie man will, aber in der jüngeren Geschichte hat noch keine(r) so wie sie es verstanden, den Nerv der Zeit zu treffen und Menschen rund um die Welt nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Handeln zu veranlassen. Gegen den weltweiten Sturm der Betroffenheit, den sie ausgelöst hat, erscheint die ebenso nötige «me too»-Bewegung wie ein laues Lüftchen.

Das Tempo, mit dem sich die von ihr ausgelöste Bewegung entfaltet, führt zu spektakulären Fällen hilflos anmutender Reaktionen insbesondere von Vertretern der Wirtschaft. Dazu gehören spontane Sympathiebekundungen von Konzernleitern gegenüber Gretas Forderungen, die sie dann aber unter Verweis auf bereits eingegangene vertragliche Verpflichtungen umgehend selber desavouieren.

Inzwischen kann vernünftigerweise niemand mehr die Richtigkeit und die Dringlichkeit von konsequenten und nachhaltigen Sanierungsmassnahmen für das globale Klima bestreiten. Ebenso wenig kann aber übersehen werden, dass die damit verbundenen fundamentalen Veränderungen von und in Konzernen nicht von heute auf morgen realisierbar sind. Die Krux ist, dass viele sich unter dem enormen Druck der Klimaaktivisten zu Zusicherungen hinreissen lassen, die so nicht umsetzbar sind und deshalb zu einem Reputationsverlust führen.

Oberste Führungsebene

Wie man diesen Gefahren entgeht, zeigt den Wirtschaftsführern ein Sportler: Roger Federer. Wie er mit der Kritik der Klimaaktivisten umgegangen ist, die ihn quasi in Beugehaft gegenüber einem seiner Sponsoren, der Credit Suisse, nehmen wollten, ist auch aus der Sicht eines Konzernlenkers lehrreich. Um das zu verstehen, muss man sich allerdings vom traditionellen Verständnis des Sponsorings lösen.

Professionelles Sponsoring von globalen Dimensionen basiert heute auf einer strategischen unternehmerischen Entscheidung, die nur schon aufgrund ihrer finanziellen und reputationsmässigen Bedeutung auf oberster Führungsebene getroffen werden muss. Der Sponsor und der Gesponserte bilden ein

Gemeinschaftsunternehmen auf Zeit, an dem in unterschiedlicher Währung, nämlich Reputation und Honorar, beide idealerweise gleich grosse Anteile und Dividenden haben.

Die Persönlichkeit des Gesponserten spielt in der Bewertung einer Sponsorship eine grosse Rolle. Was Roger Federer von zahlreichen anderen prominenten Fällen abhebt, ist, dass er als Unternehmer ebenso erfolgreich ist wie als Sportler – und das nicht nur an seinen Einkünften gemessen. Er zeigt auch eine hohe soziale Kompetenz (einschliesslich der Fähigkeit zur Selbstkritik) und hat als Unternehmer die Bedeutung gesellschaftlicher Verantwortung längst erkannt. Er lebt denn auch als Sportler und als Unternehmer einen Wertekanon, der von hoher Leistungsbereitschaft, Anstand, Verlässlichkeit, Gradlinigkeit und Ehrlichkeit geprägt ist. Ohne dieses Wertegerüst hätte er seinen Marktwert nie so umfassend kommerzialisieren können.

Aber die Versuche, ihn zu vereinnahmen und zum Hebel der eigenen Mission zu machen, so, wie das die Klimaaktivisten versuchten, werden zunehmen. Denn je grösser nicht nur die sportliche, sondern auch die menschliche und die soziale Kompetenz von Persönlichkeiten mit weltweiter Ausstrahlung ist, desto grösser die Gefahr, dass sie von Dritten als Projektionsfläche für deren Zwecke eingesetzt werden. Weil die Menschen in den härter werdenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen Orientierung suchen und sich dabei verständlicherweise auch an ihre Idole halten, wird auch der Druck auf weltweit gefeierte Spitzensportler wachsen, sich zu gesellschaftlichen Themen zu äussern.

In diesem sich stark verändernden Umfeld braucht es ein professionelles Management. Darüber verfügt Roger Federer seit langem, und man kann vor dessen strategischer Kompetenz nur den Hut ziehen. Sie hat dafür gesorgt, dass der Übergang von der sportlichen in die unternehmerische Karriere schon lange, aber ohne Belastung für die heute noch dominierende sportliche Karriere läuft. Eigentlich ein Fall, der eine Harvard-Studie verdient hätte.

Aloys Hirzel ist Mitbegründer und Senior Counselor von Hirzel Neef Schmid Konsultanten, einer führenden Beratungsunternehmung für strategische Kommunikation.





Medientraining brauchte sie nicht: Aktivistin Thunberg in Davos, 21. Januar.

Was macht eigentlich Greta Thunberg?

Das faszinierendste Mädchen der Gegenwart zieht die Kameras magnetisch an. Zur Schule geht sie nicht. Was also macht sie den ganzen Tag, wenn sie nicht im Rampenlicht steht? Vertraute berichten. Greta esse normal und lese viel. Ihre Reden schreibe sie selber. *Von Roman Zeller*

Ein Teenager, der seine Haare silbern gefärbt trägt, hüpfte vor Freude, als hätte soeben Justin Bieber, der kanadische Popstar, die Bühne betreten. Wildes Gekreisch ertönte zeitgleich, wenige Jugendliche klatschten, dafür zückten viele ihr Handy, mit dem sie die Klima-Ikone Greta Thunberg filmten und fotografierten.

Das war am vergangenen Freitag in Lausanne. Die siebzehnjährige Aktivistin lockte über zehntausend Menschen auf die Place de la Riponne zum Grande Finale der Klimademo, wo sie leicht erhöht auf einer Treppe stand. «Bonjour Lausanne», grüsste Greta, was die Menge erneut in Ekstase versetzte.

Aber nicht alle jubilierten: Kürzlich äusserte sich Gretas Vater, Svante Thunberg, besorgt über seine Tochter. In einem BBC-Interview sagte er, dass er sich zwar sehr freue, zu sehen, wie glücklich sie mit ihrem Streik geworden sei. Trotzdem findet er, solle sie in die Schule zurück, um für ihr späteres Leben zu lernen. Greta reagierte umgehend und verkündete, dass sie im Sommer 2020 das Gymnasium beginnen und ein «normales Leben» führen wolle. Was aber heisst das? Oder anders gefragt: Was macht Greta zurzeit eigentlich den ganzen Tag?

Einer, der die weltberühmte Greta Thunberg kennt, ist Ingmar Rentzhog. Der vierzigjährige Schwede entdeckte sie im August 2018, als sie vor dem Parlament in Stockholm streikte. Das Bild von Greta mit ihrem «Skolstrejk för klimatet»-Schild veröffentlichte er auf Facebook. Damals, erinnert sich der Unternehmer, habe Greta noch ihre Hausaufgaben gemacht und sei ganz normal zur Schule gegangen. «Nur nicht am Freitag», fügt Rentzhog an; dann habe sie gestreikt.

Greta sei sehr einsam gewesen und habe keine Freunde gehabt. Ihm sei aufgefallen, dass sie äusserst introvertiert und gegenüber den Medien zurückhaltend gewesen sei. Mit den zahlreichen Anfragen sei sie in die öffentliche Rolle hineingewachsen. «Ein Medientraining war nicht nötig», weiss Rentzhog. In der Folge sei es schwieriger geworden, den Streik mit der Schule zu koordinieren. Dass das Rampenlicht Gretas Naturell entspricht, bezweifelt Rentzhog, auch wenn er einräumt, dass sie «wirklich sehr, sehr talentiert und gut» sei in dem, was sie mache. Ein Phänomen sei sie, und ihre Social-Media-Fähigkeiten finde er verblüffend. Auf Instagram und

Twitter habe sie sich bereits betätigt, als er sie kennengelernt habe. Dabei habe er ihr nie geholfen: «Das hat sie alleine und unglaublich schnell gelernt.»

Im Oktober 2018 fragte er Greta an, ob sie als «Juniorbotschafterin» im «We don't have time»-Vorstand mitwirken wolle, seiner 2017 gegründeten Social-Media-Plattform – «ehrenamtlich», wie Rentzhog beteuert. Während dieser Zeit hielt sie ihre berühmte Rede in Kattowitz. «Die Reise haben ihre Eltern bezahlt, das sind keine armen Leute.» Gretas Mutter singt in Opern, während ihr Vater als Schauspieler, Produzent und Autor wirkt.

Ein Drittel Banane, fünf Gnocchi

Vor gut einem Jahr, schätzt Rentzhog, habe sich Greta dann von ihm getrennt. Heute wisse er nicht, was in ihrem Alltag alles los sei, «wohl aber ziemlich viel», wie er lachend anfügt. Ein wirklich enges Verhältnis zu ihr habe er nie gepflegt, erinnert er sich. Über ihr Familienleben wisse er lediglich, was sie und ihre Eltern im Buch «Szenen aus dem Herzen» preisgegeben hätten. In diesem Buch schildern die Thun-

bergs ihr Leben vor der Berühmtheit Gretas, als sie eine «normale schwedische Kleinstadt-familie» waren, die ein Sommerhaus auf einer Insel in der Nähe von Stockholm besitzt und sich bei der Geburt Beatas, Gretas drei Jahre jüngerer Schwester, einen Volvo V70 anschaffte, um «genügend Platz für Puppenhäuser, Teddybären und Dreiräder» zu haben. «Unser Alltag war einfach wunderbar.»

Wenige Seiten später wendet sich das Blatt: «Unser Leben ist Chaos», gesteht die Mutter. Greta habe in der fünften Klasse viel geweint – «im Unterricht, abends im Bett, auf dem Weg in die Schule, in den Pausen». Sie habe aufgehört zu essen, für einen Drittel der Frühstücksbanane habe sie 53 Minuten benötigt, was auf einem A3-Papier an der Wand notiert worden sei. Bei einem Mittagessen, das die Familie auf dem Sofa einnahm, habe Greta Gnocchi sortiert, «drehte sie hin und her» und habe schliesslich nur fünf verspeist (Zeit: 2 Stunden und 10 Minuten). Zehn Kilo habe sie an Gewicht verloren, und geschwiegen habe sie – «wie immer». Die Diagnose lautete: «Asperger-Syndrom mit perfektionistischem Anspruch». Die Einblicke enden am 20. August 2018, dem Tag, an dem Ingmar Rentzhog Gretas Klimastreik auf die internationale Bühne hob. «Seitdem haben sich viele Dinge geändert. Sowohl für Greta als auch für uns als Familie», heisst es schliesslich.

Die anderen trinken, sie geht schlafen

Greta sei eigentlich «ganz normal und sehr nett», findet Marie-Claire Graf, die sich von einer Uno-Tagung in Bonn aus meldet. Die 23-jährige Studentin kennt sie bestens, ist sie doch ihr schweizerisches Ebenbild, wie ihr die Medien attestieren. Bei der Klimakonferenz in Kattowitz haben sie sich kennengelernt, das war im Dezember 2018. Seither hätten sich ihre Wege immer wieder gekreuzt, so auch am diesjährigen World Economic Forum (WEF).

Für solche Events, sagt sie, würden Kost und Logis übernommen. Eine Finanzierungsmaschine, wie zuweilen spekuliert wird, stehe nicht hinter ihr und Greta. «Dass wir für unsere Reden Spesen erhalten, ist normal», findet Graf. Fürs Essen bekomme sie in der Regel einen Betrag – «vielleicht fünfzehn Franken» –, den sie pro Mahlzeit frei verwenden könne. Mit Greta habe sie auch schon gegessen. «Sie isst vielleicht etwas langsam, aber nicht ultralang wie früher.»

Ihre Arbeit als Klimaaktivistin sei ehrenamtlich, so wie bei Greta, die sogar noch ihre Preisgelder spende, wie Graf weiss. Der Aufwand, den ihr schwedisches Pendant für seine Klimaaktivitäten leiste, sei immens. Die vielen Reden müssten alle vorbereitet werden, das benötige Zeit. Zumal sie alles – Gastartikel in Zeitungen, Interviews, Beiträge für Twitter und Instagram – selber mache und nur ihre Reden von Wissenschaftlern betreffend Fakten überprüfen lasse.

«Natürlich wird Greta dabei unterstützt, das wäre sonst gar nicht möglich.» Eine «Armee» von PR-Leuten, Fotografen und Bodyguards sei das aber nicht, so Graf. Die Leute, die sie begleiten würden, arbeiteten gratis; derzeit sei nur ein professioneller BBC-Journalist an ihrer Seite, weil er einen Dokumentarfilm drehe.

Über die Freizeit von Greta könne sie nicht viel sagen. Sie wisse aber, dass sie viel und gerne lese, vor allem Zeitschriften und Bücher – welche, wisse sie aber nicht. «Und wenn sie zu Hause in Stockholm ist, geht sie oft spazieren mit ihren beiden Hunden» – dem Golden Retriever Moses und der schwarzen Labradorhündin Roxy. Auf die Frage, ob sie und Greta Freundinnen seien, antwortet Graf, dass die Schwedin in ihrem Umfeld engere Bezugspersonen habe, wie die achtzehnjährige Isabelle Axelsson, ebenfalls aus Stockholm. Sie begleitet Greta gegenwärtig auf ihrer Reise und stand für ein Gespräch mit der *Weltwoche* nicht zur Verfügung.

Graf sagt, dass sie sich sehr gut mit Greta verstehe. «Sie ist auch lustig, und wir lachen viel zusammen» – etwa über Social-Media-Beiträge auf Instagram, die sie zusammen schauen oder einander zuschicken. Trotzdem sagt Graf: «Greta ist natürlich keine Jugendliche wie du und ich.» Sie fügt an, dass «typische Teenager-Interessen wie Partys, Alkohol, Beziehungen» ihr wohl weniger lägen. Das habe sie etwa in Stockholm gemerkt, wo sie kürzlich mit Greta an einem Klimastreik teilgenommen habe. Danach hätten einige von der «Fridays for Future»-Bewegung in einer Bar noch etwas getrunken. «Greta», erinnert sich Graf, «kam nicht mehr mit uns mit, sie ging schlafen.»

Greta steht nicht gerne im Mittelpunkt

Die Aussagen von Marie-Claire Graf decken sich mit denjenigen von Linus Dolder, sechzehn. Der Gymnasiast aus Hünibach engagiert sich ebenfalls für die «Fridays for Future»-Bewegung. Greta habe er in Lausanne getroffen, am gleichen Ort wie im vergangenen August beim internationalen Koordinationstreffen der Klimabewegung. Damals fiel ihm auf, dass für Greta vor allem die zwischenmenschlichen Konflikte nicht immer ganz einfach gewesen seien. Permanent ins Zentrum gestellt zu werden, sei sicher anstrengend, glaubt Dolder, vor allem von den Medien. «Wenn sie dann müde wurde, ging sie halt und ruhte sich in ihrer Unterkunft aus.»

Ansonsten berichtet er von einem «mehr oder weniger normalen Alltag» Gretas, die er als schüchtern wahrnehme. Sie sei nicht diejenige, die gerne im Mittelpunkt stehe. Dolder, der als Pressesprecher und Organisator von «Fridays for Future» amtiert, hat die Interview-Anfrage der *Weltwoche* an die Siebzehnjährige weitergeleitet, die absagte. «Ich wünsche mir, dass der Fokus auf der Klimakrise liegt anstatt auf meinem Leben und meiner Person», liess Greta verlauten. ○



Die Bibel

Erziehung

Von Peter Ruch

Seine Mutter sagte zu ihm: Kind, warum hast du uns das angetan? Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sagte zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich im Haus meines Vaters sein muss? (Lukas 2, 48f.) Aus der Kindheit Jesu erfahren wir nur die Episode vom Zwölfjährigen im Tempel. Er reiste mit seinen Eltern nach Jerusalem, entfernte sich von ihnen, wurde fieberhaft gesucht und hörte schliesslich den obigen Vorwurf seiner Mutter. Seine Entgegnung weist auf seine kommende Aufgabe als Messias, sagt aber zugleich etwas Allgemeingültiges zum Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Die Kinder treten als Neulinge in eine vorhandene Welt ein. Die Gesellschaft muss Veränderungen durch die junge Generation hinnehmen, und diese muss lernen, dass die Weltgeschichte nicht erst mit ihr beginnt. Die Eltern sind verantwortlich für das Leben und Werden der Kinder, aber auch für den Fortbestand der Welt. Lernen geschieht durch Anleitung und Entdeckung. Kognitives Lernen, der Treiber allen wahren Fortschritts, kann nur durch altersgemässe Anleitung gelingen.

Vor über dreissig Jahren kamen staatliche Bildungsstrategen auf die Idee, die Schüler könnten Fremdsprachen so natürlich wie die Muttersprache erlernen. Das einschlägige Lehrmittel «Envol» zwang die Lehrkräfte zur Schaffung unendlicher Zusatzpapiere. Weitere Sündenfälle hiessen «Mille feuilles» und nun «Dis donc!». «Mille feuilles» erntete bei einer Volksabstimmung im Kanton Baselland eine Abfuhr. Studien aus mehreren Ländern zeigen, dass die Lernerfolge mit der «natürlichen» Lernmethode schlecht sind. Und die Spätstarter holen die Frühbeginner nach kurzer Zeit ein. Trotzdem halten die Entscheidungsträger an der spielerischen Methode fest. Offensichtlich sollen die Jugendlichen im Kleinkindmodus niedergehalten werden, wie schon Hannah Arendt vermutete. Die Überwindung der Erziehungs- und Bildungskrise erfordert eine radikale Neubesinnung auf das, was die Generationen verbindet und was sie trennt.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Tollhaus der Mitte

Das neue Machtbündnis der CVP mit BDP und EVP harzt. Schneller, als es dem Parteichef lieb ist, kommt auch die Diskussion über das C im Parteinamen. Weiss Parteichef Pfister, wohin die Reise geht? *Von Hubert Mooser*

Die Szene: ein sonniger Samstagmorgen am Vierwaldstättersee. Der Schauplatz: das Seehotel «Hermitage» in Luzern. An diesen Ort hat sich «Die Mitte-Fraktion. CVP-EVP-BDP», wie das neue Teamwork der drei Schrumpfparteien genannt wird, zu einer Klausur zurückgezogen. Die Aussicht auf Pilatus, See und Luzern ist grandios, die Atmosphäre im Hotel dagegen wie in einem Kloster. Ausser CVP-Generalsekretärin Gianna Luzio und ihren zwei Presseleuten ist die Empfangshalle leer. Irgendwo hinter verschlossenen Türen brütet die Fraktion über der neuen Reform der Altersvorsorge.

Der angekündigte Point de Presse findet im obersten Stock statt. Vorne am Pult sitzen Parteichef Gerhard Pfister (ZG), Fraktionschefin Andrea Gmür (LU), Vizepräsident Charles Juillard (JU) und Ständerat Erich Ettlin (OW), allesamt gnadenlos gut gelaunt. Etwa gleich viele Schreiberlinge lauschen den Ausführungen. Der erste öffentliche Auftritt der neuen CVP-Fraktionschefin Gmür war also, gelinde gesagt, nicht gerade ein Gassenhauer.

Die gelernte Gymnasiallehrerin aus Luzern hat sich am Freitag bei der Wahl des neuen Fraktionsvorsitzenden gegen den versierten Wirtschaftspolitiker Leo Müller durchgesetzt. Die Wahl war ein Schwerpunkt dieser Retraite in Luzern. Sie wurde nötig, weil der bisherige Amtsinhaber, der Tessiner Ständerat Filippo Lombardi, bei den eidgenössischen Wahlen im Herbst abgewählt worden war.

Intrige gegen Leo Müller

Müller hatte zwar den besseren Leistungsausweis. Er war Präsident der Finanzkommission des Nationalrates, derzeit ist er Vizepräsident der einflussreichen Wirtschaftskommission, die er in zwei Jahren leiten wird. Er führte die Fraktion seit der Abwahl von Lombardi und ist gut vernetzt mit anderen Fraktionschefs.

Dann aber schoss sich der *Blick* auf den Luzerner Rechtsanwalt und Agronomen ein. Müller sei der verlängerte Arm von Bauernpräsident Markus Ritter, schrieb das Blatt. CVP-Vertreter gaben anonym zu Protokoll, es nütze nichts, wenn die Fraktion zum Sprachrohr der Landwirte werde, diese würden ohnehin die SVP wählen. Kurz, die neue Ständerätin Gmür sei die geeignetere Kandidatin.

Die Art, wie man Müller ausgebootet hat, vermittelt einen Vorgeschmack auf das, was auf die bunte Truppe Mitte-Fraktion zukommen könnte: unerwünschte Flügelkämpfe – Zweifler und Kritiker, welche die neugewon-



«Vielfaltmanagement»: CVP-Chef Pfister.

nene Position als drittstärkste Kraft im Parlament schwächen könnten. Gmür will dem beikommen, indem sie allfällige Probleme schon frühzeitig intern diskutieren will. Geschlossenheit zu wahren, werde sicher nicht einfach, räumt sie ein, doch man arbeite daran.

Parteichef Pfister rief in Erinnerung, dass «wir Erfahrung haben im Vielfaltmanagement». Damit meint er wohl die frühere Zu-

Die C-Diskussion ist nur das Vorgeplänkel zu einer Fusion mit der BDP.

sammenarbeit mit der GLP und die langjährige Verbindung mit der EVP, die jedoch auch nicht ohne Friktionen über die Bühne ging.

Derzeit erweckt die Partei mehr den Eindruck eines Tollhauses: Auseinandersetzungen über das Fraktionspräsidium, eine Kontroverse um das C im Parteinamen, offene Fragen der Programmatik und künftiger Bündnisse.

All das sind Folgen der letzten Wahlen. Auch die CVP hat im Oktober 2019 Wähleranteile verloren, wenn auch weniger, als man es ihr prognostiziert hatte. Wenn sie jetzt überraschend wieder in einer stärkeren Position ist, dann nur deshalb, weil die anderen Regierungsparteien noch grössere Verluste hinneh-

men mussten. Dank der Zusammenarbeit mit BDP und EVP ist die CVP zur drittstärksten Kraft aufgerückt und spielt im Parlament wieder das Zünglein an der Waage.

Allerdings ist die Mitte vorerst bloss eine Art politischer Nullpunkt zwischen den Polen. Dass man aber nicht bloss den Stimmenlieferanten, mal für rechts, mal für links, spielen wolle, das hat Parteichef Gerhard Pfister vor einiger Zeit gegenüber der *Weltwoche* klargemacht.

Und die Heiratsstrafe?

Pfister will die Handschrift der CVP erkennbar machen. Aber das Powerplay klappt noch nicht, wie sich bei den Bundesratswahlen zeigte. So hätte der Parteichef die grüne Kandidatin Regula Rytz gerne zu einem Hearing eingeladen, nur schon, um den Druck auf die FDP hoch zu halten. Aber die neue Mitte-Fraktion, noch nicht so geübt in Machtspielchen, verweigerte ihm die Gefolgschaft.

Schneller, als es dem Parteichef lieb ist, kommt jetzt auch die öffentliche Diskussion über das C im Parteinamen – das war so laut CVP-Quellen nicht geplant. Man habe im Präsidium darüber diskutiert, anlässlich einer Analyse zur CVP und der eventuellen Gründung einer neuen Mitte-Partei. Aber dann antizipierte die Junge CVP Schweiz die Debatte und forderte, das C aus dem Namen zu streichen.

Tatsächlich ist die gesamte C-Diskussion nur das Vorgeplänkel zu einer Fusion mit der BDP, die von der CVP-Spitze angedacht wurde. Unter Präsident Christophe Darbellay versuchte man das schon einmal, scheiterte jedoch offiziell an der Bündner BDP, inoffiziell an der Rivalität zwischen Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und Regierungsrätin Barbara Janom Steiner.

Jetzt will man einen neuen Anlauf nehmen, obwohl die Bündner immer noch dagegen sind. BDP-Präsident Martin Landolt zeigt sich aber offen. Mit der neuen Mitte-Fraktion sei eine starke Marke geschaffen worden, sagte er zu SRF. Man könne sich jetzt die Frage stellen, ob diese Marke weiterzuentwickeln sei.

Aber wie geht man mit umstrittenen Themen wie zum Beispiel der Heiratsstrafe um? Die BDP lehnte die Initiative dazu ab. Das ist eine weitere komplizierte Baustelle der CVP.

Das Volksbegehren, das verheiratete Paare steuerlich besserstellen will, wurde 2016 an der Urne knapp verworfen, die Partei erkämpfte sich später vor Bundesgericht eine zweite Abstimmung, kündigte dann aber beim traditionellen Dreikönigstreffen 2020 an, dass sie diese Initiative zurückziehe und eine neue zum gleichen Thema plane, diesmal ohne Definition der Ehe als Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Offenbar gab diese Ehedefinition den Ausschlag, dass die Stimmbürger die Vorlage knapp ablehnten.

Die NZZ kommentierte: Der Vorgang sei einzigartig peinlich und verrate vieles über den laufenden Wertewandel innerhalb der CVP.

Erstes gemeinsames Projekt

Zum Testlauf der neuen Mitte-Fraktion könnte die Reform der zweiten Säule werden, das zweite grosse Thema der Klausur in Luzern. Ein paar Kernpunkte habe man dazu bereits festlegen können, wie Projektleiter und Ständerat Ettlins sagte. So lehnt die Fraktion die Einführung eines Umlageverfahrens bei der zweiten Säule, wie man es von der AHV kennt und wie es von Sozialminister Alain Berset (SP) vorgeschlagen wurde, ab. Die Fraktion spricht sich stattdessen für einen tieferen Umwandlungssatz aus; dieser müsse künftig regelmässig überprüft werden.

Zur Finanzierung der Übergangsgeneration müsse man weitere Möglichkeiten in Betracht ziehen, zum Beispiel die Verwendung von Überschüssen des Bundes. Das Eintrittsalter (für die Pensionskasse) soll gesenkt und die Beitragssätze sollen über alle Generationen abgeflacht werden, damit die Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt für alle erhalten bleibt. Die Eckwerte sind jedoch ziemlich offen formuliert, so dass die ganze Fraktion problemlos dahinterstehen kann.

Richtig ernst und gefährlich für die Fraktionsspitze wird es wohl erst, wenn sie diese Vorschläge konkretisieren muss. ○

Bildung

Wenn die ETH pfuscht

Die Schweizer Elitehochschule ETH liefert sich einen Kleinkrieg mit Bildungsminister Guy Parmelin. Weniger im Fokus steht das eigene Versagen, zum Beispiel bei einem grossen Bauprojekt.

Der Tatort im aktuellen Fall ist Basel. Die ETH Zürich baut am Rheinknie auf dem Areal Schällemätteli das neue Labor- und Bürogebäude Biosystems Science and Engineering, kurz BSS genannt. Damit will man optimale Voraussetzungen schaffen für die künftige Zusammenarbeit mit den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern der Universität Basel. Der Neubau kostet 218 Millionen Franken, der Bund steuert 171 Millionen Franken bei. Geht es nach Plan, soll das neue Labor- und Bürogebäude BSS 2022 in Betrieb gehen.

Mangelhaftes Management

Die ETH ist bei diesem Projekt jedoch nicht mit der gebotenen Sorgfalt am Werk, wie ein Bericht der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) aufzeigt. Die im EFK-Bericht aufgelisteten Mängel sind peinlich für die Elite-Hochschule, die unter anderem auch Architekten und Ingenieure ausbildet und entsprechend vorbildlich planen sollte. So wird im Bericht



Machtkämpfe: Bildungsminister Parmelin.

etwa kritisiert, die finanzielle Projektführung sei dem Grossprojekt noch nicht angemessen. Es fehle eine konsolidierte finanzielle Gesamtübersicht bezüglich Projektänderungen. Die EFK bemängelt auch die finanzielle Steuerung des Bauwerkes. Die Kostenentwicklung und die Prognosen seien nicht übersichtlich, die Rollentrennung zwischen Auftraggeberin und Auftragnehmern unklar.

Zum Zeitpunkt der Prüfung war auch das Risikomanagement noch nicht festgelegt. Es fehlten Verantwortlichkeiten und die schlüssige Vollständigkeit der Dokumente. In den Unterlagen seien teilweise Widersprüchlich-

keiten sowie unklare Zuordnungen und Abhängigkeiten feststellbar, heisst es dazu im EFK-Bericht. Das führe zu Missverständnissen in der Organisation und zu einer ineffizienten Projektführung. Nicht einmal die Höhe der Bausumme geht laut EFK aus den diversen Dokumenten eindeutig hervor. Einmal sei von 218 Millionen Franken die Rede, ein anderes Mal von 200 Millionen. Projektänderungen können aufgrund der Datenlage nicht einwandfrei überprüft werden. Und dies sind nur ein paar wenige Beanstandungen aus dem umfassenden Prüfbericht der Berner Finanzkontrolleure.

Die ETH ist mit den Einwänden der EFK grossenteils einverstanden und macht dafür eine starke Belastung der Gesamtprojektleitung ETH Zürich durch die prioritäre Behandlung der Beschwerde gegen den Vergabeentscheid von 2018 verantwortlich. Sie habe die notwendigen Massnahmen bereits eingeleitet. Der Bericht ist nicht gerade förderlich für das Image dieser nationalen Bildungseinrichtung, die in den letzten Jahren wiederholt mit internen Machtkämpfen und Mobbing-Vorwürfen für Schlagzeilen sorgte.

Bildungsminister als Zielscheibe

Fast scheint es, als kapriziere sich ein Teil der ETH-Spitze neuerdings auch auf Attacken gegen den Bildungsminister, Bundesrat Guy Parmelin (SVP). So titelte die NZZ am Sonntag: «Parmelin will Rechte der ETH einschränken». Wegen der Revision des ETH-Gesetzes sei bei der ETH die Rede von «Entmündigung», «Beschneidung der wissenschaftlichen Unabhängigkeit» und «Scheinautonomie». Laut Wirtschaftsdepartement werden jedoch mit der laufenden Gesetzesrevision die Empfehlungen der Finanzkontrolle umgesetzt, die eine Präzisierung der Aufsichtsfunktion des ETH-Rates verlangte.

Die ETH Zürich und Lausanne, das Paul-Scherrer-Institut, die Materialprüfungsanstalt (Empa), die Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) und das Wasserforschungsinstitut (Eawag) befürchten indes, dass sie künftig verstärkt am Gängelband des ETH-Rates marschieren müssen. Davor lancierte die Direktorin des Eawag einen Angriff auf Parmelin, weil ihr Äusserungen des Bildungsministers zum Thema Pestizidbelastung im Wasser nicht passten. Sie krebste dann aber später wieder zurück.

Hubert Mooser



Auf breiter Front: Schweizer Delegation mit Roberto Balzaretto, Ignazio Cassis, Simonetta Sommaruga und Karin Keller-Sutter (v.l.).

Spritzendiplomatie

Die Medizinaltechnik-Branche schlägt Alarm. Die Verzögerung beim Rahmenabkommen gefährde den EU-Marktzugang. Die Argumente sind nicht haltbar. Der Freihandel ist gewährleistet.

Von Beat Gygi

Die Sorge um den Zugang zum EU-Binnenmarkt ist zur Chefsache auf oberster politischer Ebene geworden. Am Weltwirtschaftsforum in Davos hat die Schweizer Bundesratsdelegation mit Simonetta Sommaruga, Ignazio Cassis und Karin Keller-Sutter beim Treffen mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen einen Sonder-Effort für die Medizinaltechnik-Branche erbracht: Spitzendiplomatie für Spritzen, Pflaster, Schrauben, Lampen, Verbandstoffe und Implantate.

Die Schweizer Seite legte dar, dass für die Medtech-Industrie die Teilnahme am EU-Binnenmarkt auf dem Spiel stehe, wenn sich in den bilateralen Beziehungen nichts bewege. Seit Monaten schlägt die Medtech-Branche zunehmend lauter Alarm: Ihr drohe ein massiver Rückschlag, weil jetzt die EU eine umfassende Neuregulierung der Medizinaltechnik durchziehe und die Schweiz den Anschluss ans Binnenmarktgeschehen zu verlieren drohe.

Der EU-Marktzugang für Schweizer Exporteure sei akut in Gefahr, wenn das einschlägige bilaterale Abkommen nicht aufgefrischt wer-

de, deshalb sei der Rahmenvertrag dringend nötig. Die Kampagne zeigt Wirkung: In Politik und Öffentlichkeit werden die Argumente bereitwillig übernommen. Chefunterhändler Roberto Balzaretto verweist bei Auftritten auf die Probleme der Medizinalfirmen, die NZZ malt ein Worst-Case-Szenario für die Branche an die Wand, die Chefredaktorin des *Tages-Anzeigers* schreibt, der Arbeitsplatz leide unter dem Zuwartem mit dem Rahmenvertrag, und mit der Medizinaltechnik sehe sich bereits eine erste bedeutende Branche gezwungen, Arbeitsplätze in den EU-Raum zu verlagern.

Happige Belastung

Kolportiert wird etwa der Fall der Verbandstoff-Firma Wernli in Rothrist, die in der niedrigmargigen Produktion 25 Arbeitsplätze nach Ungarn verschiebt. Der Branchenverband Swiss Medtech beklagt, dass die Rechtsunsicherheit im Zusammenhang mit dem institutionellen Abkommen die stark exportorientierte Branche mit einem Jahresumsatz von knapp 16 Milliarden Franken

direkt und hart treffe. Im Dezember gelangten acht Medtech-Firmen mit einem Brief an den Bundesrat, mit Verweis auf Rechtsunsicherheit war sogar von drohenden Lieferengpässen und gefährdeten Menschenleben die Rede.

Worum geht es? Die EU hat vor Jahren in grossem Stil eine neue Regulierung für die Medizinaltechnik-Branche auf den Weg gebracht, unter anderem als Reaktion auf Implantate-Skandale. MDR (Medical Device Regulation) heisst das neue Regelwerk, und in der entsprechenden Medizinprodukteverordnung der EU wurde 2017 veröffentlicht, welche Vorgaben Produkte erfüllen müssen, die im EU-Binnenmarkt in Verkehr kommen. Nun wird die neue Regulierung am 26. Mai 2020 voll gültig. Der Unterschied zwischen den heutigen und den künftigen Vorschriften ist gewaltig. Die bisherigen EU-Vorgaben umfassten 23 Artikel auf 65 Seiten, neu sind es 123 Artikel auf 175 Seiten. Detaillierter oder neu formuliert wurden etwa Anforderungen an technische Dokumentationen, Produk-

Identifizierung und Etikettierung. Verlangt wird künftig auch die Benennung einer qualifizierten Person im Unternehmen mit Fachwissen über die Medizinprodukte.

Hundert Artikel mehr und über hundert Seiten mehr Regulierungsvorgaben – das ist eine happige Belastung der Firmen, zumal die Anpassungszeit kurz ist und die Zertifizierungsvorgänge vielerorts noch nicht klar sind und Hektik auslösen. Überall, auch im EU-Raum, stöhnt man. Nun aber erwecken Schweizer Branchenvertreter, Politiker und Medien den Eindruck, das Ganze belaste vor allem die Schweizer Firmen, diese gerieten nun in krassen Nachteil gegenüber der EU-Konkurrenz, wenn man ihnen nicht durch die Auffrischung der bilateralen Verträge und baldmöglichst durch ein Rahmenabkommen den ebenbürtigen Zugang zum Binnenmarkt sichere.

Die Realität sieht anders aus. Die neue Regulierungswelle trifft alle Medtech-Unternehmen gleichermaßen, die in der EU Produkte verkaufen wollen, die Deutschen wie die Franzosen, die Italiener oder eben die Schweizer. Letztere werden nicht anders behandelt, wenn es um den Marktzugang geht: Wer mit seinen Produkten die Spezifikationen erfüllt, die für den Vertrieb im EU-Binnenmarkt vorgeschrieben sind, darf diese in Verkehr bringen. Das gilt auch für aussereuropäische Konkurrenten wie die Amerikaner, Koreaner oder Japaner. Für den Marktzugang der Schweiz ist neben den Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) vor allem auch das Freihandelsabkommen von 1972 wichtig.

Altes Lied mit zwanzig Strophen

Sogleich kommt aus der Branche der Einwand, die Schweiz sei bisher eben nicht wie die USA oder Japan behandelt worden, die als Drittländer gälten, sondern dank bilateralem Abkommen als privilegiertes Land, das am Binnenmarkt auf gleiche Weise teilnehmen könne wie ein EU-Mitglied. Der bilaterale Vertrag garantiere der Schweiz «den barrierefreien Zugang» zum Markt, sagt Peter Studer, zuständig für Regulierungsfragen bei Swiss Medtech. Was ist denn der Unterschied zwischen dem «barrierefreien» Marktzugang und dem Marktzugang, wie ihn die Drittländer haben? Welche Barrieren haben Drittländer?

Der bilaterale Vertrag, der jetzt eben bedroht sei, mache den Unterschied aus, heisst es. Konkret geht es um das Abkommen über die gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen (Mutual Recognition Agreement, MRA), auch bekannt als Abkommen über den Abbau technischer Handelshemmnisse. Dieses zählt zu den fünf bilateralen Abkommen der ersten Serie aus dem Jahr 2000, die daneben die Personenfreizügigkeit, den Land- und Luftverkehr sowie die Agrarprodukte abdecken.

Aus dieser Sicht wäre das bilaterale Abkommen

zu den Handelshemmnissen das Zauberwort, das den Schweizern die Barrierefreiheit garantiert. Wie sieht dieser Vertrag aus? Es ist ein Sammelsurium mit zwanzig Kapiteln, die nach Produktgruppen gegliedert sind. Kapitel eins betrifft Maschinen, Kapitel zwei persönliche Schutzausrüstungen, Kapitel drei Spielzeug, Kapitel vier Medizinprodukte, Kapitel fünf Gasverbrauchseinrichtungen und Heizkessel und so weiter bis Kapitel zwanzig, das Explosivstoffe für zivile Zwecke abdeckt.

Man kann es auch so sagen: Es ist ein Lied mit zwanzig praktisch gleich aufgebauten Strophen, in denen für jede Branche weitgehend das nachgesungen wird, was anderswo schon steht. Zuerst werden jeweils die Regulierungs-

Sogar von drohenden Lieferengpässen und gefährdeten Menschenleben war die Rede.

vorschriften der EU aufgelistet, gleich darunter wird festgehalten, wie dieses EU-Recht in Schweizer Recht übergeführt wurde. Das ist wie ein Protokollieren der Rechtsübernahme. Dann geht es um die Frage der offiziell anerkannten Stellen, die prüfen und lizenzieren dürfen, welche Produkte EU-konform sind: Welche Lizenzierungsstellen in der EU und in der Schweiz werden gegenseitig anerkannt, und wer benennt diese?

Eine Firma, die bei einer anerkannten Stelle in der Schweiz Operationsbesteck lizenzieren lässt, kann dieses dann im ganzen Binnenmarkt vertreiben, ohne es ein zweites Mal lizenzieren zu müssen. Das Gleiche gilt, wenn man eine Stelle in der EU benutzt. Branchenbezogen folgen zusätzliche Bestimmungen. Für die Medizinaltechnik wird etwa die Präsenz der verantwortlichen Personen im EU-Raum geregelt, die Kennzeichnung der Produkte, der Informationsaustausch oder der Zugang zur europäischen Datenbank.

Lobby-Freie sehen es anders

Mehr steht nicht in diesem bilateralen Vertrag, der als Barriere-Beseitiger gerühmt wird. Dessen Kern besteht letztlich darin, dass die Schweiz und die EU gegenseitig ihre Zertifizierungsstellen anerkennen. Sollte das wegfallen, weil sich die EU (gegen das Völkerrecht) einer Aufdatierung widersetzt, fielen etwas höhere Unkosten an. Ein Schweizer Exporteur müsste dann eine anerkannte Zertifizierungsstelle im EU-Raum suchen, das kann aber sogar billiger sein als die Schweizer Lösung. Im ganzen gemeinsamen Gebiet gibt es für Medizinaltechnik 55 amtlich bewilligte Stellen (*notified bodies*), und nur eine einzige davon befindet sich in der Schweiz, die Schweizerische Vereinigung für Qualitäts- und Management-Systeme (SQS) in Zürich. Und laut Medtech-Verband lässt nur ein kleiner Teil der hiesigen

Hersteller bei der SQS zertifizieren. Die meisten Schweizer sind also schon im EU-Raum. Der Verband macht noch geltend, der Drittland-Status zwingt Exporteure, die bisher nicht in der EU präsent gewesen seien, einen Bevollmächtigten und allenfalls einen Importeur da zu etablieren, auch dies bringe Kosten mit sich. Dennoch: Welche Barriere entstünde bei einem Wegfall des MRA?

Medtech-Unternehmer, die nicht in das politische Lobbying für Rahmenvertrag und Personenfreizügigkeit eingebunden sind, sehen keine. André Maurer, Verwaltungsratspräsident und Miteigentümer der Ase-tronics AG, die einen Jahresumsatz von über 60 Millionen Franken erzielt und mit rund 180 Mitarbeitern auf elektronische Baugruppen, Systeme und Leuchten auf LED-Basis unter anderem für Medizinanwendungen spezialisiert ist und schwergewichtig in den EU-Raum exportiert, kann keine nennenswerten, zusätzlichen Barrieren oder Wettbewerbsnachteile gegenüber den EU-Staaten erkennen, sollte das MRA irgendwann nicht mehr gelten. Dass jetzt auf derart breiter Front im Namen der Medizinaltechnik der Ruf nach einem Abkommen mit der EU ertönt, kann er sich nur so erklären, dass viele den Vertrag über die Handelshemmnisse nicht genau, oder aufgrund seiner Erfahrung, überhaupt nicht gelesen haben. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Bruno Mansers Denkmal

Der Basler Umweltaktivist Bruno Manser (1954–2000) suchte im Urwald das ursprüngliche Leben. Auch ich habe indigene Kulturen besucht und bin dabei zwischenzeitlich sogar in Geiselhaft geraten. Die Erkenntnisse dieser Erfahrungen sind interessant. *Von Till Lincke*



Mysterium: der Ethnologe in einer Fotografie von Alberto Venzago.

Ich habe immensen Respekt vor Bruno Manser, dessen Kampf für die Penan im Regenwald Borneos verfilmt wurde. Der Film ist derzeit im Kino zu sehen. Manser hat es geschafft, für dieses nomadisierende Jäger- und Sammlervolk ein kleines Reservat zu schaffen, und hat dafür mit seinem Leben bezahlt. Ich vermute jedoch, dass die fundamentale Bedrohung indigener Lebensweisen nicht in der Zerstörung – oder Nutzbarmachung – ihres Habitats durch profitorientierte Konzerne (im Falle der Penan die Edelhölzkonzerne) besteht, sondern in den unwiderstehlichen Verlockungen der modernen Konsumgesellschaft.

Zwischen Blasrohr und Flinte

Ein Blick in den Fotoband «Doomed Paradise» des Fotografen Tomas Wüthrich, der seit 2014 das Leben der Penan dokumentiert, zeigt dies eindrücklich. Die Penan, allen voran die jün-

gere Generation, nutzen und schmücken sich mit den Produkten der Massenfertigung, vom synthetischen T-Shirt übers Mofa bis zum Smartphone. 2003, als ich mich im Auftrag des Magazins des *Tages-Anzeigers* vergeblich auf die Suche des seit zwei Jahren verschollenen Manser machte, entsprach die Lebensweise der Penan noch den gängigen Vorstellungen eines Naturvolkes. Die meisten präsentierten sich halb nackt im Lendenschurz und waren in der Lage, mit Blasrohr und Giftpfeil oder Speer Wild zu erlegen. In der Praxis griffen sie vernünftigerweise zur Flinte, zumindest wenn es galt, ein Wildschwein zu erlegen.

Inzwischen, so wurde mir von einem Bekannten Wüthrichs kolportiert, haben die Penan begriffen, dass es aus Imagegründen klüger ist, die Flinte vor den Augen westlicher Besucher zu verbergen und sich mit dem traditionellen Blasrohr zu präsentieren. Man müsse

aber beim Verspeisen des zu Ehren des Gastes aufgetischten Bratens aufpassen, dass man nicht auf Blei beiße. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass ausgerechnet heute, während die letzten Exoten nach den Errungenschaften und Statussymbolen der Konsumgesellschaft greifen, eine gegenläufige Bewegung an Boden gewinnt, nämlich «Back to nature». Man vergisst dabei oft, was wir der modernen Wissenschaft und Technik verdanken.

Entführt im Südsudan

Wie Bruno Manser (geb. 1954) gehöre ich (geb. 1953) der ersten und letzten Generation an, die das Privileg genoss, am Radio mitzuerleben, wie zwei *Hominines sapiens* einen anderen Himmelskörper betraten, während zeitgleich an einigen der unzugänglichsten – und in der Regel unwirtlichsten – Flecken der Erde noch Gruppen von *Hominines sapiens* unter stein-

zeitlichen Verhältnissen lebten. Fünf Jahre nach der Mondlandung besuchte ich den Sudd im Südsudan, eines der unzugänglichsten Gebiete Afrikas, und traf dort auf Dinka-Stämme, halbnomadische Viehzüchter, die anstelle von Streichhölzern noch die steinzeitliche Methode des Feuermachens durch Reibungshitze anwandten. Sie waren freundlich, zeigten sich amüsiert über unser Auftauchen und trugen keinerlei Kleidung, was ja wunderbar in das Exotikbild des «edlen Wilden» passte.

Ich wusste zwar, dass der Raub einer Frau oder gar einer Kuh in der Abwesenheit eines Rechtsstaates blutige Auseinandersetzungen mit Speeren zur Folge hatte und nicht selten zur Aufspaltung der Gemeinschaft in zwei verfehdete Gruppen führte. Bei späteren Besuchen zu Beginn der achtziger Jahre, nach dem Sturz Idi Amins im benachbarten Uganda, war die Lage aber vollends ausser Kontrolle geraten. Eine Kuh liess sich jetzt bei der flüchtenden Soldateska des gestürzten Diktators gegen zwei Kalaschnikows samt Munition eintauschen. Die Folgen kann man sich ausmalen.

Im Unterschied zu Manser, der mit Enthusiasmus und beeindruckender Akribie die Lebensweise der Penan erforschte und dokumentierte, habe ich indigene Kulturen nur en passant besucht. Ich habe nie die Versuchung verspürt, die Errungenschaften der Moderne zugunsten einer primitiven Lebensweise aufzugeben. Ich verbrachte indes ein knappes Jahr unter, sagen wir: semiprimtiven Umständen, nämlich 1984/85 zu Beginn des Befreiungskampfes für einen unabhängigen Südsudan, als meine Gefährtin und ich von der SPLA (Sudan People's Liberation Army) verschleppt wurden und diese auf deren Kriegszug vom Weissen Nil bis zum Hauptquartier in der äthiopischen Grenzregion unfreiwillig begleiteten.

Unbekannte Idee der Arbeitsteilung

Einer meiner Bewacher war Salva Kiir Mayardit, der heutige Präsident des seit 2011 unabhängigen Südsudans. Mit «semiprimitiv» meine ich eine kuriose Mischung von zeitgenössischem Kriegsgerät (das 1200 Rebellen umfassende «Büffel-Battalion» war ausser mit Kalaschnikows mit einem Dutzend Boden-Luft-Raketen, Mörsern usw. ausgerüstet); ansonsten gab es nichts ausser einer eisernen Bettstatt samt Matratze, die für den Kommandanten durch den Busch geschleppt wurde, keine Medikamente, nicht einmal Streichhölzer. Als Proviant diente eine konfiszierte Viehherde.

Einige der Unteroffiziere, desertierte Soldaten der sudanesischen Armee, besaßen Armbanduhr und/oder Transistorradios; die meisten davon defekt. Zwei dieser Gerätschaften brachte ich mit etwas Basterei und einer Portion Glück wieder zum Laufen, was mir den Zorn derjenigen eintrug, deren Apparate ich

nicht reparieren konnte. Einer fragte mich, was er mir zuleide getan habe; weshalb ich dem Radio des anderen, aber nicht dem seinen wieder Leben eingehaucht hätte. Ich begriff, dass ihm das Konzept der Arbeitsteilung völlig fremd war. Bei den Niloten beherrschte damals jeder Erwachsene die gesamte verfügbare Technologie. Man war überzeugt, dass ich als



Konfiszierte Herde als Proviant: der Autor im Sudan, 1984.

weisser Mann über das Wissen verfügte, eine Uhr zum Laufen, ein Auto zum Fahren und ein Flugzeug zum Fliegen zu bringen.

Elastische Hirne

In diesem Augenblick wurde mir klar, wie selbstverständlich es für uns moderne Menschen geworden ist, von Gerätschaften umgeben zu sein, deren Funktionsweise wir nur ansatzweise oder überhaupt nicht begreifen. Und wie seltsam es wäre, wenn wir in einer Welt leben würden, in der der Wissenszuwachs kaum oder bloss im Schneckentempo fortschreiten würde; in einer Welt, in der eine junge Frau, deren Computer streikt, ihre alte und weise Grossmutter um Rat angehen könnte.

Was wäre, wenn unser Gehirn, das sich bei der Geburt kaum vom Hirn eines Niloten unterscheidet, nicht andauernd mit Kleinkram und alltäglichen Widrigkeiten wie einem verlorenen Schlüssel verstopft wäre? Wäre dann mehr Kapazität für musische Kreativität frei? Wie bei einem Dinka-Jüngling, der die Schönheit und Kraft des Bullen, der ihm beim Übergang ins Mannesalter von seinem Vater übergeben wurde, in selbstverfassten Balladen besingt?

Animistischer Irrglaube

Oder bleiben unsere Gehirne durch die dauernde Beschäftigung mit neuartigen Problemen ungemein elastisch und flexibel? Sind wir durch den unermesslichen Fundus an naturwissenschaftlichem Wissen, dessen Grundzüge und Prinzipien jedem einigermaßen gebildeten Westler vertraut sind, in der Lage, unerwartete Herausforderungen wirksamer zu bewältigen? Wir haben einige Situationen erlebt, die darauf hindeuten.

Ein Beispiel: Wir haben im Südsudan während der Trockenzeit Wasser aus stehenden Gewässern getrunken. Das klappte während des monatelangen Marsches erstaunlich beschwerdefrei, bis wir in der Nähe der äthiopischen

Grenze wochenlang am selben Ort blieben und die 1500 Mann umfassende Truppe ihren Durst aus einem kleinen Tümpel stillte. Und darin badete und sich wusch. Unter den wenigen, die von Magenbeschwerden verschont blieben, waren wir, die Weissen. Warum?

Weil wir wussten – oder zumindest vermuteten –, dass verseuchtes Wasser durch Sand gefiltert wird. Und wir unser Trinkwasser deswegen aus einem Loch schöpften, das wir in einigen Metern Entfernung vom Tümpel gebuddelt hatten. Es gelang uns nicht, die Einheimischen von unserer Methode zu überzeugen. Sie blieben in irgendeinem animistischen Irrglauben gefangen, ähnlich wie die Europäer im Mittelalter, die die grassierende Pest den Hexen in die Schuhe schoben und nicht der Konzentration der Bevölkerung in den wachsenden Städten.

Wohnliche Einrichtung

Ein zweites, etwas nachdenklich stimmendes Erlebnis: Am selben Ort, inzwischen mit vier anderen Gefangenen europäischer Provenienz zusammengelegt – einem irischen Bulldozer-Mechaniker, einem britischen Buschpiloten, einem Logistiker und einem Buchhalter –, begannen wir sofort und mit vereinten Kräften, uns wohnlich einzurichten. Es ist erstaunlich schwierig, einen tragfähigen Stuhl in Ermangelung von Schrauben oder Nägeln lediglich aus Ästen und selbstgeflochtenen Palmfaser-schnüren zu basteln, aber nach unzähligen gescheiterten Versuchen räkelteln wir uns behaglich auf unseren Stühlen um einen ebenso improvisierten Tisch, während die Einheimischen immer noch auf dem Erdboden hockten.

Abgesehen von unserer ramponierten Kleidung und den Kalaschnikows unserer Bewacher erinnerte die Szenerie fatal an ein Bild aus der Kolonialzeit. Die Niloten versuchten uns zu imitieren. Aber es gelang ihnen nicht. Sie hatten keine Erfahrung, kein Wissen über Kräfte, Winkel, Belastungen einer technischen Konstruktion. Ihre Stühle krachten zusammen.

Es gibt keinen Weg zurück. Wir müssen vorwärtsgehen, immer schneller Wissen anhäufen, selbst dann, wenn wir, wie jetzt, ins Schleudern kommen und womöglich auf einen Abgrund zurasen. Hoffentlich irre ich mich. Und damit zurück zum grossen Bruno Manser. Wem daran liegt, dass sein Werk nicht in Vergessenheit gerät, soll sich seine illustrierten «Tagebücher aus dem Regenwald» besorgen, in denen er der entschwindenden Welt der Penan ein Denkmal gesetzt hat.

Till Lincke ist Autor, Abenteurer und Skipper.



Lesehinweis: Bruno Manser – Umweltaktivist.
Kulturmagazin Du No. 898.
Erscheint am 31. Januar

Alle Scheinwerfer auf mich

Zu Hause war sie eine strenge Supermutter. So, wie Ursula von der Leyen ihre sieben Kinder im Griff hatte, wird sie nun als Kommissionschefin in Brüssel die 28 EU-Mitgliedsstaaten bändigen.

Von Wolfgang Koydl

Es geschah bei ihrem ersten Besuch des Europaparlaments nach ihrer Nominierung zur EU-Kommissions-Präsidentin. Als Ursula von der Leyen den Plenarsaal betrat, eilte ein alter Bekannter aus Hannoveraner Tagen auf sie zu: David McAllister, einst Ministerpräsident des Bundeslandes Niedersachsen und heute einflussreicher Europaabgeordneter.

McAllister umarmte die viel kleinere, zierliche Frau und flüsterte ihr zu: «Weisst du was? Dein Vater beobachtet dich jetzt.» In den Augen der Politikerin glänzten Tränen, und später gab sie zu: «In diesem Moment fing ich fast an zu weinen.»

Die Szene war aus drei Gründen bemerkenswert. Zum einen war sie offensichtlich spontan, was insofern ungewöhnlich ist, als von der Leyen ihre Auftritte genau plant, orchestriert und inszeniert.

Deutsche Kennedys

Zum Zweiten war die Begegnung eindeutig emotional. Erstaunlich, denn im Allgemeinen schafft es die deutsche Ex-Ministerin recht gut, sich Gefühle zu verkneifen. Immerhin blieb sie sich treu, als sie zugab, nur «fast» geweint zu haben.

Drittens schliesslich galten die Emotionen offensichtlich ihrem Vater, einem Mann, zu dem sie – vorsichtig gesagt – ein zwispältiges Verhältnis hatte. Einerseits war sie als Tochter sein Augapfel, das Röschen, wie ihr Kosename lautete, den Familie und enge Freunde bis heute verwenden. Andererseits traute er ihr nicht viel zu und setzte eher auf seine fünf Söhne. Ursula, von Kindheit an mit mehr als dem üblichen Mass an Ehrgeiz ausgestattet, wollte, ja musste beweisen, dass sie besser war. Besser als die Brüder, besser auch als der Vater.

Das ist ihr gelungen, und dies, obwohl auch Ernst Albrecht auf eine stolze Laufbahn verweisen konnte. Als scheinbar aussichtsloser Quereinsteiger gewählt, war er der am längsten amtierende Regierungschef Niedersachsens. Einmal wurde er von seiner Partei, den Christdemokraten, als Kanzlerkandidat gehandelt, ein andermal war er als Bundespräsident im Gespräch. Und ständig priesen ihn die Medien wegen seines als amerikanisch empfundenen Politikstils und des eingefrorenen Dauerlächelns als deutschen Kennedy.

Dieses Lächeln hat seine Tochter geerbt. Dazu gnadenlose Härte, Selbstdisziplin und ein buchstäblich atemraubendes Arbeitstempo. Gespräche führt sie mit Vorliebe im Gehen.

«Für sie zu arbeiten, ist anstrengend», sagte ein Ministerialer seufzend. «Sie legt ein irres Tempo vor und hat eine Begabung, den wunden Punkt sofort zu erkennen.» Dann werde der Ton rasch ziemlich scharf. Scharf, nicht laut, was das Drohpotenzial verstärkt.

Denn von der Leyen ist weder warm noch herzlich, und ihr Lächeln hat meist nichts zu bedeuten. Oft verbirgt sich dahinter nur eisige Kälte, die Augen lächeln selten mit. «Sie hat ein Lächeln, das wie ein Rollladen funktioniert», beschrieb es der frühere deutsche Arbeitsminister Norbert Blüm. Und ein Kollege in der Klinik in Hannover, wo die studierte Ärztin vor ihrem Eintritt in die Politik arbeitete, erinnerte sich: «Die Gespräche mit ihr waren selten lebendig. Die dachte in Eiskristallen.»

Geschadet hat von der Leyen diese Kälte nicht, denn es gelang ihr stets, sich für die Medien in vorteilhaftem Licht zu inszenieren. Das reichte für eine Karriere, die das Magazin *Cicero* bereits 2013 als «himmelfahrtsähnlichen Aufstieg» beschrieb. Damals wurde sie Verteidigungsministerin, nachdem sie Kanzlerin Ange-

Vom Vater erbte sie gnadenlose Härte, Selbstdisziplin und ein atemraubendes Arbeitstempo.

la Merkel bereits als Familien- und als Arbeitsministerin gedient hatte. Alle Positionen erreichte sie anscheinend spielerisch und mühelos – ohne Ochsentouren und harte Plackerei.

Auch ihre neue Position an der Spitze der EU-Kommission flog der 61-Jährigen zu. Gleichsam wie ein Pflingstwunder senkte sich ihr Name im Frühsommer letzten Jahres auf die Häupter der Staats- und Regierungschefs der Europäischen Union herab, die sich auf keinen Nachfolger für den scheidenden Jean-Claude Juncker einigen konnten. Keiner hatte sie auf dem Radar – ausser den beiden Personen, auf die es ankam: Merkel hatte sie sich schon im Vorjahr ausgesucht, und Frankreichs Präsidenten Emmanuel Macron hatte sie bei einem Besuch auf der Luftfahrtmesse von Le Bourget mit Charme und fließendem Französisch beeindruckt.

Auch wenn sie bei allen Gelegenheiten den spektakulären Auftritt, die grosse Geste, die guten Bilder sucht, spielte sie zeit ihres Lebens letztlich nur zwei Rollen: die der Tochter und die der Mutter – wobei sie stets eher disziplinierte höhere Tochter als ein aufrührerischer Wildfang war.

Als Mutter ist sie die strenge, durchorganisierte *supermom*: So, wie sie ihre sieben Kinder im Griff hatte – mit Hausaufgaben, Hausmusik und Hobbys –, wird sie die 28 EU-Mitgliedsstaaten bändigen. Sie fordert Anstrengung und Leistung und erzwingt sie notfalls auch mit Strafen. Sie ist keine Mami, die Geborgenheit und Wärme ausstrahlt, sondern die stählerne Mutter, die höchste Befriedigung erfährt, wenn dem Nachwuchs ein Spitzenzeugnis oder ein Pokal überreicht wird. Die EU und auch ihr zugewandte Orte wie die Schweiz werden sich auf andere Töne einstellen müssen.

Geboren wurde Ursula Gertrud von der Leyen 1958 in Ixelles, einem gutbürgerlichen Viertel der belgischen Hauptstadt Brüssel. Ihr Vater arbeitete dort für die jungen europäischen Behörden, zuletzt als Generaldirektor in der Kommission. Später kamen noch vier Geschwister dazu. Eine jüngere Schwester starb mit elf Jahren an Krebs.

Mickymaus war tabu

Bis zu ihrem 13. Lebensjahr besuchte von der Leyen die internationale Schule in Brüssel, wo sie einen sechs Jahren jüngeren Blondschoopf namens Boris Johnson verpasste, der später eingeschult wurde. Im Gegensatz zum Bohème-Leben, das die Eltern des heutigen britischen Premierministers führten, hatten die Albrechts das grossbürgerliche Familienideal der Kaiserzeit konserviert: Die Eltern lasen einander abends Plato vor, für die Kleinen gab es zum Einschlafen Gedichte von Mörike, Fernsehen und Mickymaus waren tabu. Dafür wurde musiziert, Ursula lernte reiten, Papa Ernst suchte dem Nachwuchs den Lesestoff aus, und auf den Tisch kam nur Leitungswasser – allerdings aus edlen Kristallkaraffen.

Als Ernst Albrecht 1971 nach Niedersachsen zurückkehrte, um in die Politik zu gehen, wurde die Grossfamilie vollends in den Dienst seiner Karriere gestellt. Die Medien sprachen von der «First Family», und vor allem das blonde Röschen wurde zur Teenie-Prinzessin gekürt. Die *Bild*-Zeitung, die *Bunte*, das Lokalfernsehen – sie waren regelmässig Gäste in «Tundrinsheide», dem ausladenden Anwesen der Albrechts nahe Hannover. 1978 nahm die ganze Familie sogar eine Platte auf: «Wohlauf in Gottes schöne Welt».

Es versteht sich von selbst, dass von der Leyen kein normaler, rebellischer Teenager war. In der Schule war sie die Klassenbeste, übersprang ein Jahr und legte ein Spitzenabitur hin. Mit der



Befreit von indischer Schwerkraft: Spitzenpolitikerin von der Leyen, 61.

Politik wollte sie nichts zu tun haben. Stattdessen studierte sie zunächst Archäologie, dann Volkswirtschaft an der London School of Economics, bevor sie sich schliesslich für Medizin entschied. Während des Studiums lernte sie ihren späteren Mann, den Mediziner Heiko von der Leyen, kennen, mit dem sie – wie ihre Mutter – ebenfalls sieben Kinder haben würde.

Mit Pony und Zwergziegen

In die CDU trat sie erst mit 32 Jahren ein, gemeinsam mit ihren Geschwistern. Es war weniger ein politischer Akt als eine Solidaritätsaktion für ihren Vater, der in diesem Jahr als Ministerpräsident abgewählt und von dem späteren Bundeskanzler Gerhard Schröder abgelöst wurde. Die Scheinwerfer der Öffentlichkeit waren damit ausgeknipst, der Glamour war erst mal vorbei.

Wenig später verliess die junge Familie von der Leyen Deutschland und lebte sieben Jahre in Kalifornien, wo Ehemann Heiko an der Universität Stanford ein Stipendium erhalten hatte. Erst ein paar Jahre nach ihrer Rückkehr nach Hannover wurde ein mächtiger Mann auf die selbsterklärte Feministin aufmerksam und holte sie in die Politik: Christian Wulff, Ministerpräsident von Niedersachsen, der spätere Bundespräsident.

Die alten Seilschaften ihres Vaters bauten zielstrebig Ursula von der Leyen auf, und die Tochter schlüpfte nahtlos in die Rolle der Supermutter, die Beruf, Karriere, Kinder und Ehemann problem- und klaglos unter einen Hut brachte – immer mit einem strahlenden Lächeln.

Noch gnadenloser als seinerzeit der Herr Papa vermarktete der aufstrebende Politstar die Familie. In der Partei kursierte der Witz, dass Doubles für ihre Kinder bereitstünden, für den Fall, dass die echten einen Fototermin nicht wahrnehmen könnten. Zu einem Fernsehinterview schleppte sie nicht nur Tochter Sophie mit ins Studio, sondern auch Pony Ariadne und die Zwergziegen Amalia und Olympia. Die Wähler waren entzückt und wählten Röschen 2003 in den niedersächsischen Landtag, wo die Newcomerin ohne Parlamentserfahrung sofort Ministerin für Familie und Soziales im Kabinett Wulff wurde.

Derart befreit von irdischer Schwerkraft, vollzog sich der weitere Aufstieg: Schon zwei Jahre später holte Merkel sie nach Berlin und

Bislang waren von der neuen Präsidentin vor allem grosse – hohle – Töne zu hören.

machte sie zur Bundesfamilienministerin. Fugenlos schlossen sich das Arbeits- und das Verteidigungsministerium an, die generell als schwierige Ressorts gelten.

In allen Ämtern zeichnete sich von der Leyen durch spektakuläre Vorstösse ab, die mehreres gemeinsam hatten: Sie waren mit niemandem abgesprochen, sie waren teuer, sie waren populär, wenn nicht gar populistisch, und sie liessen am Ende immer eine Person gut aussehen: die Urheberin selbst.

Sachverstand spielte keine grosse Rolle: «Da steckt viel Strategie, viel Kunst, viel Arbeit dahinter, das bekommt ja auch sonst keiner so hin», urteilte ein früherer Kollege aus dem Arbeitsministerium. «Aber es wäre toll, wenn dieses PR-Talent gepaart wäre mit inhaltlicher Arbeit.» Das wird sich auch im neuen Amt nicht ändern. Bislang waren von der neuen Präsidentin vor allem grosse – hohle – Töne zu hören: Klima, Innovation, Geopolitik, Digitalisierung. Aber zu konkreten Fragen wie der Migration oder der Reform der Euro-Zone blieb sie eher stumm.

Vorliebe für kostspielige Projekte

Ein weiteres Merkmal von Röschens Amtsführung: Sie verlässt sich auf einen kleinen Zirkel enger und engster Mitarbeiter und Vertrauter, die sie teilweise seit Jahren begleiten. Dazu gehört ihr Kommunikationsberater Jens Flosdorff, der schon 2003 in Hannover zu ihr stiess und nun mit nach Brüssel zog. Bei Journalisten ist er berüchtigt dafür, dass er Interviews umschreibt und ungeniert eine Gruppe von Journalisten-Groupies, vornehmlich weiblichen Geschlechts, bevorzugt, die der Ministerin seit Jahren treu ergeben sind.

Dass sie eine Vorliebe für kostspielige Projekte hat, zeigte die neue Kommissions-Präsidentin schon während ihrer ersten hundert Tage im neuen Amt mit ihrem eine Billion Euro teuren «Green Deal» für Europa, den sie passenderweise mit einem ähnlich extravaganten Projekt verglich – der amerikanischen Mondlandung. Davon ist mehr zu erwarten: Kosten hat von der Leyen nie gescheut, vor allem dann nicht, wenn andere sie zu berappen hatten. Und dieses Verfahren ist in der EU ja institutionell verankert: Die Kommission gibt die teuren Pläne vor, die Nettozahler unter den Mitgliedern greifen in die Tasche.

Die Kombination aus Geldverschwendung und einsamen Entscheidungen kann von der Leyen aber zum Verhängnis werden: Während ihrer Zeit als Verteidigungsministerin wurden hochdotierte, aber letztlich nutzlose Beraterverträge abgeschlossen, zu deren Nutzniessern frühere Mitarbeiter von der Leyens gehört haben sollen. Der Skandal köchelt weiter und hat sie bis nach Brüssel verfolgt: Sie muss erklären, warum sie eigenmächtig Daten von zwei Diensthandys löschen liess. Es geht um den Vorwurf der Vernichtung von Beweismaterial.

Am Ende aber ordnet von der Leyen alles, was sie tut, nur einem Ziel unter: Sie muss in hellem Licht erstrahlen, alle Scheinwerfer müssen nur auf sie gerichtet sein. In ihrer Partei, der CDU, hatte man das schon vor langer Zeit erkannt. In der Fraktion kursierte die Scherzfrage, wie man ihren Namen mit drei Buchstaben abkürzen könne. Nein, nicht VDL. Sondern I – C – H. ○



Kosename Röschen: die 20-jährige Ursula mit ihren Eltern Ernst und Heidi Adele Albrecht, 1978.



«Wir wollen kein Wettrüsten»: US-Präsident Trump (l.), Sicherheitsberater O'Brien.

«Wir behalten Kim scharf im Auge»

Im Dienst des US-Präsidenten spürt er Gefahren rund um die Welt. Trumps Nationaler Sicherheitsberater Robert O'Brien analysiert im exklusiven Gespräch Freund, Feind und Trumps Doktrin. Und klärt die Frage: Muss sich nun auch Nordkoreas Diktator vor Drohnen fürchten? *Von Urs Gehrig*

Normalerweise ist er bloss eine Armlänge vom Präsidenten entfernt. Jetzt ist Robert O'Brien vor Donald Trump über den Atlantik geflogen, um beim WEF in Davos Vorgespräche zu führen. O'Brien, 53, ist Trumps vierter Nationaler Sicherheitsberater. Berühmte Namen wie Henry Kissinger, Zbigniew Brzezinski oder Condoleezza Rice haben dieses Amt bekleidet. Jüngst war es John Bolton, bekannt als grimmiger Falke, der als Sicherheitsexperte für Furore sorgte.

Laut Quellen, die dem Präsidenten nahe stehen, hat Trump mit O'Brien nun die ideale Person für dieses Amt gefunden. Der gelernte Jurist und Kalifornier hatte zuvor die Präsidentschaftsanwärter und Trump-Rivalen Mitt Romney und Ted Cruz beraten. Ab

Mai 2018 diente er als Trumps Sondergesandter für Geiselanlagen.

Direkt dem Flugzeug entstieg, sitzt er mir am Flughafen Zürich gegenüber und ist voll des Lobes für die Rolle der Schweiz als Schutzmacht und Vermittlerin beim jüngsten Gefangenenaustausch mit dem Iran. Er tadelt die diplomatischen Störmanöver des ehemaligen Aussenministers John Kerry und wartet mit einer Botschaft auf, die bei Nordkoreas Diktator Kim Jong Un auf reges Interesse stossen dürfte.

Nach der gezielten Ermordung von General Qasem Soleimani scheint das iranische Regime mit dem Rücken zur Wand zu stehen. Auf den Strassen gab es Demonstrationen

gegen die Regierung, sogar proamerikanische Stimmen waren zu hören. Botschafter O'Brien, wie schwach ist das Regime?

Das ist schwer zu sagen. Wir haben die Aktion, die Militäroperation in Bagdad, nicht unternommen, um das Regime zu schwächen. Wir haben die Aktion durchgeführt, weil eine unmittelbare Bedrohung für die amerikanischen Bürger, unsere Soldaten, Matrosen, Flieger, Marines und unsere Diplomaten in der Region bestand. Das Ziel [General Soleimani, die Red.] plante eine aktive Verschwörung gegen die Amerikaner. Der Präsident hat sehr deutlich gemacht: Wer Amerikanern Schaden zufügt oder sie tötet, überschreitet eine rote Linie. Wer das tut, wird von Amerika zur Rechenschaft ge-

zogen. Genau wie im Spätherbst letzten Jahres mit al-Baghdadi [Anführer des Islamischen Staates, die Red.] mussten wir in Bezug auf den Iran eine Aktion zum Schutz des amerikanischen Volkes durchführen. Die Iraner haben gesagt, sie würden sich zurückhalten. Wir hoffen, dass das der Fall ist. Wir werden abwarten, was passiert.

Nachdem Demonstrationen gegen das Regime begonnen hatten, twitterte der Präsident: «An die Führer des Iran – TÖTET NICHT EURE PROTESTIERENDEN. Tausende wurden bereits von euch getötet oder inhaftiert, und die Welt schaut euch auf die Finger. Noch wichtiger, die USA schauen euch auf die Finger.» Was – ausser diesen Tweets – ist der Präsident zu tun bereit, um die Demonstranten zu unterstützen, die sich gegen das Regime erheben?

Er ist bereit, zu tun, was andere Regierungen in der Vergangenheit nicht getan haben. Er bekundet gegenüber dem iranischen Volk öffentlich seine Unterstützung für die Menschenrechte und die Demokratie. Der Präsident hat immer gesagt, dass das iranische Volk ein grosses Volk ist. Wir haben viele iranische Amerikaner, die in den USA leben. In Kalifornien, wo ich herkomme, gibt es Hunderttausende von Iranern, sehr erfolgreiche Menschen in der Kunst, in der Industrie, in der Wirtschaft, im Recht, im Immobilienbereich. Wenn sich der Iran wie eine normale Nation verhalten würde, wenn er nicht Atomwaffen oder ballistische Langstreckenraketen herstellen oder den Terrorismus der Region sponsern oder Geiseln, insbesondere ameri-

«Wir stehen zu 100 Prozent hinter dem iranischen Volk.»

kanische, nehmen würde, könnte er ein erstaunliches Land sein. Wir stehen zu 100 Prozent hinter dem iranischen Volk. Wir haben keine Politik des Regimewechsels, wir hoffen wirklich auf das Beste für die Iraner, denn sie werden von ihren Führern ganz schrecklich, sehr schlecht behandelt.

John Kerry, Architekt des iranischen Atomdeals, den Trump aufgekündigt hat, traf sich seit seinem Ausscheiden aus dem Amt als Aussenminister mehrfach mit iranischen Führern. Es gibt Berichte über ihn, laut denen er der iranischen Führung empfiehlt, Trump «auszusitzen», bis im November wieder die Demokraten an die Macht kommen. Untergräbt er damit die nationale Sicherheit der USA?

Präsident Trump und viele andere, darunter auch ich, sind der Meinung, dass der

Atomvertrag mit dem Iran, der JCPOA [Joint Comprehensive Plan of Action, ausgehandelt 2015, die Red.] der schlechteste diplomatische Deal in der Geschichte der Vereinigten Staaten war. Leider war dieser Vertrag die krönende diplomatische «Errungenschaft» von Ex-Senator Kerry. Dennoch gab Kerry damals zu, dass der Iran die Einnahmen aufgrund des Atomdeals wahrscheinlich zur Finanzierung von Terroristen verwenden würde. Er hatte recht. Der Iran hat genau das getan. Laut Presseberichten setzt sich Kerry weiterhin mit den Iranern auseinander. Anstatt über den gescheiterten Atomdeal zu diskutieren, hoffe ich, dass er seinen iranischen Freunden erzählt: «Sehen Sie, das amerikanische Volk ist völlig gegen die Aktivitäten des Regimes. Die US-Politik ändert sich nicht. Es sieht danach aus, dass Präsident Trump wiedergewählt wird. Und selbst wenn es ein Demokrat ist, der im Herbst gewählt wird, werden dem Iran keine Erleichterungen zugestanden werden, bis er auf sein Atomprogramm und den Terrorismus verzichtet.»

Zu Nordkorea. Am vergangenen Freitag sagte die Nummer zwei im Pentagon, Luftwaffengeneral John Hyten: «Nordkorea baut neue Raketen, neue Fähigkeiten und neue Waffen in einem Tempo wie niemand sonst auf dem Planeten.» Spielt Kim Jong Un mit Präsident Trump? Und wie werden die USA darauf reagieren?

Es ist schwer zu sagen, was Kim Jong Un will. Kim Jong Un hat der Welt, den Vereinigten Staaten und dem US-Präsidenten auf dem Gipfel in Singapur vor fast zwei Jahren versprochen, dass er die koreanische Halbinsel denuklearisieren werde. Das hat er noch nicht getan. Wir hoffen immer noch, dass er sich an seine Verpflichtung hält. Wir wissen es zu schätzen, dass es [in Nordkorea, die Red.] keine Atomtests gegeben hat. Wir wissen die Tatsache zu schätzen, dass die Spannungen in der Region deeskaliert sind, aber wir behalten Kim Jong Un scharf im Auge. Wir werden sehen, was passiert. Wie bei den Iranern haben wir dem nordkoreanischen Volk eine Zukunft vorgezeichnet, eine fantastische, grossartige Zukunft. Schauen Sie Südkorea an: Es ist eines der reichsten Länder der Welt geworden. Das nordkoreanische Volk ist ein hart arbeitendes Volk. Es ist innovativ. Wenn Nordkorea sich öffnet, sein Atomprogramm aufgibt und die Sanktionen aufgehoben werden, haben der Vorsitzende Kim und sein Volk eine grosse Zukunft.

Nach dem Drohnenangriff auf den iranischen General Soleimani beobachtet die ganze Welt aufmerksam die nächsten Schritte von Präsident Trump. Liegt eine gezielte Tötung einer Schlüsselfigur in Nordkorea als Option auf dem Tisch?



«Sehen, was passiert»: Machthaber Kim.

Nein. Die militärische Operation, die wir in Bagdad durchgeführt haben, war einzigartig. Es gab jemanden [Soleimani, die Red.], der aktiv gegen die Amerikaner ein Komplott geschmiedet hat. Es war eine einzigartige Situation, in der jemand versucht hat, Amerikaner zu töten. Es hatte einige Tage zuvor, am 27. Dezember, einen Angriff auf die Amerikaner auf der K1-Militärbasis im Irak gegeben. Es hatte einen Angriff auf unsere Botschaft gegeben, und es gab weitere Angriffe. Wir haben alle notwendigen Massnahmen ergriffen, um diese Angriffe im Irak – und nicht im Iran – zu verhindern.

2016 haben Sie in einem Buch die Kritik geäussert, die Welt sei durch Präsident Obamas «Führung von hinten» gefährlicher geworden. Das Buch heisst «While America Slept». Ist Amerika unter Präsident Trump inzwischen wieder völlig erwacht?

Mein Buch war im Grunde ein Plädoyer für «Frieden durch Stärke». Es ist der Ansatz, den Ronald Reagan verfolgte, als er das amerikanische Militär nach der Zeit der Malaise nach dem Vietnamkrieg, in der die Sowjetunion auf dem Vormarsch war, wieder aufbaute. Die Menschen dachten, dass die besten Tage Amerikas vorbei seien. Und Präsident Reagan zeigte unseren Verbündeten, dass sie auf uns zählen konnten, und unseren Gegnern, dass sie einen Konflikt mit uns vermeiden sollten. Ich glaube, Präsident Trump macht dasselbe mit seiner Regierung. Er hat in den letzten drei Jahren 2,5 Billionen Dollar ausgegeben, um das amerikanische Militär wieder auf Vordermann zu bringen. Wir denken, dass dies eine sehr starke Botschaft der Abschreckung an unsere Gegner aussendet. Schwäche und Appea-

sement sind provokativ. Das haben wir nach Abschluss des Atomdeals gesehen, als sich die iranischen terroristischen Aktivitäten in der Region ausweiteten. Wenn Amerika stark ist, und zwar militärisch stark, dann hält das unsere Gegner tatsächlich ab und hilft, den Frieden zu erhalten. Es mag der Intuition mancher Menschen zuwiderlaufen, aber Stärke wirkt abschreckend; Schwäche provoziert sie.

Welche Sicherheitsfragen beschäftigen Sie am meisten? Was hält Sie nachts wach?

Wir sagen lieber: Wir halten andere Menschen nachts wach. Aber es gibt zwei Sorten von Bedenken. Die wichtigsten Probleme

«Wir sind dankbar und verspüren einen enormen Respekt vor der Schweiz.»

sind Rivalitäten unter Grossmächten. Ein aufstrebendes China, das aggressiver geworden ist – vor allem in Gebieten wie dem Südchinesischen Meer, in Hongkong –, das in ganz Afrika, im Indischen Ozean und im indopazifischen Raum Stützpunkte baut. Das sind Dinge, die uns Sorgen bereiten. Wir überwachen sie, wir müssen stark sein, um der chinesischen Aggression entgegenzutreten. Andererseits glauben wir, dass wir eine grossartige Beziehung zu China haben können. Wir haben gerade ein erstes Handelsabkommen unterzeichnet. Wir glauben, dass es für das amerikanische Volk zum grossen Vorteil wird und dass es auf einige der unfairen Handelspraktiken Chinas abschreckend wirken wird.

Seit geraumer Zeit sehen wir Anzeichen für ein neues Wettrüsten mit Russland. Welche Herausforderung für die Sicherheitslage stellt Putins Russland dar?

Man sieht, dass die Russen neue Waffen entwickeln, vor allem im nuklearen Bereich. Das ist etwas, was uns beunruhigt. Wir wollen kein Wettrüsten. Wir müssen die Grossmächte Russland und China im Auge behalten. Gleichzeitig gibt es Probleme in Afghanistan, im Irak, im Iran, in Venezuela, in Nordkorea, die wir als Amerika ebenfalls im Auge behalten müssen. Wichtiger jedoch sind die Stärke und die Dynamik der Vereinigten Staaten unter dieser Regierung. Wir sind ziemlich begeistert von unserer wirtschaftlichen Dynamik. Das ist die Plattform, auf der unsere nationale Sicherheitspolitik aufbaut. Deregulierung, Steuersenkungen, ein günstiges Geschäftsklima, ein zuversichtliches Amerika – das ist gut für die Vereinigten Staaten, es ist gut für unsere nationale Sicherheit, und wir denken, es ist gut für unsere Freunde und Verbündeten in der Welt, einschliesslich der Schweiz.

Wenige Meter von hier entfernt, auf dem Flughafen Zürich, fand Anfang Dezember ein Gefangenenaustausch zwischen dem Iran und den USA statt. Wie wichtig war die Rolle der Schweiz als Schutzmacht, damit dieser Austausch möglich wurde?

Diese Botschaft kommt direkt von Präsident Trump: Wir schätzen die Schweizer unglaublich hoch ein. Der schweizerische diplomatische Dienst, der schweizerische Nachrichtendienst, das Schweizer Militär – es sind erstklassige, hochkarätige Fachleute. Sie führen ihren Auftrag mit einer Exzellenz aus, die in der Welt selten zu sehen ist. Deshalb sind wir sehr stolz darauf, eng mit den Schweizern zusammenzuarbeiten. Die Schweiz ist aufgrund ihrer Tradition der Neutralität in der Lage, weltweit Dinge zu tun, die die Vereinigten Staaten nicht tun können, insbesondere in Bezug auf den Iran und den jüngsten Gefangenenaustausch. Das war etwas, was von den Schweizern orchestriert wurde. Es wäre sehr schwierig gewesen, diesen Austausch ohne die Beteiligung von Schweizer Diplomaten und Schweizer Geheimdienstbeamten zu realisieren. Wir sind dankbar und verspüren einen enormen Respekt vor der Schweiz. Unsere Familie hat in den neunziger Jahren zwei Jahre lang in Crans, in der Nähe von Nyon, gelebt. Für mich ist dieser Moment ein bisschen wie eine Heimkehr.

Auf Ersuchen Teherans bemüht sich die Schweiz um die Einrichtung eines Handelskanals, damit dringend benötigte humanitäre Güter und Medikamente in den Iran eingeführt werden können. Welche Hindernisse sehen Sie? Werden Sie den Schweizern erlauben, aktiv zu werden?

Die Vereinigten Staaten waren schon immer unglaublich grosszügig, wenn es darum ging, Menschen in Not zu helfen, wo auch immer sie sich befinden mochten, unabhängig von der Art des Regimes, das sie regierte. Offensichtlich handelt es sich bei der iranischen Regierung um eine unglaublich korrupte Regierung, die dem eigenen Volk Dinge vorenthält. Statt ihren Menschen ein Umfeld zu bieten, in dem sie gedeihen können, behält sie die gesamten Gewinne aus dem Ölverkauf und aus anderen industriellen Erzeugnissen für sich selbst und teilt sie nicht mit den Bürgern. Wenn eine Regierung wie jene des Iran humanitären Handel vorschlägt, sind wir immer darauf bedacht, sicherzustellen, dass eine echte humanitäre Not besteht, dass die Menschen im Iran die Vorteile des Handels auch tatsächlich mitkriegen und dass nicht die Revolutionsgardien oder das Regime, das die Menschen unterdrückt, daraus Profit herausschlagen. Aber wir sind sicherlich offen für Gespräche mit den Schweizern. Ich habe mich immer mit solchen Fragen beschäftigt. ○



Inside Washington

Baby-Tourismus

Präsident Donald Trump unterbindet das Erschleichen der Staatsbürgerschaft.

Der Senat der Vereinigten Staaten stürzt sich kopfüber in das Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Donald J. Trump. Derweil erarbeitet das Weisse Haus diese Woche Massnahmen, um den Geburtstourismus zu unterbinden. Das Aussenministerium will mit neuen Visa-Richtlinien verhindern, dass werdende Mütter ins Land einreisen. Denn diese möchten auf US-amerikanischem Boden ein «Passbaby» gebären.

Einige Kritiker weisen darauf hin, dass es völlig legal ist, schwanger in die USA einzureisen. Die US-Verfassung sieht mit wenigen Ausnahmen eine Staatsbürgerschaft für Babys vor, die auf der amerikanischen Seite der Grenze geboren wurden. Allerdings ist es illegal, bei einem Visumsantrag zu lügen. Ein Betrug – wozu erlogene Gründe für den Visumsantrag gehören – kann Geldstrafen oder bis zu 25 Jahren Gefängnis nach sich ziehen.

Im Sommer verhafteten die Behörden drei Personen in Kalifornien, die beschuldigt wurden, einen Geburtstourismus-Ring für Kunden aus China zu betreiben. Ihnen wurden «Verschwörung zum Einwanderungsbetrug, internationale Geldwäsche und Identitätsdiebstahl» vorgeworfen. Ein anderer Bundesstaat, Florida, ist ein beliebtes Ziel für schwangere russische Frauen, die US-Babys zur Welt bringen wollen. Die konservative Forschungsstelle für Immigrationsstudien konstatiert, dass jedes Jahr bis zu 40 000 Pass-Babys zur Welt kommen.

Trump hat nun das Geburtsrecht zu einem heissen Wahlkampfthema gemacht. Der Einwanderungsrechtsexperte Nolan Rappaport, schreibt in der Zeitung *The Hill*, dass die meisten Länder die Staatsbürgerschaft bei der Geburt gemäss der Nationalität oder dem Aufenthaltsstatus der Eltern gewähren.

Während der Senat über sein Schicksal als Präsident debattiert, behält Trump ein wirklich wichtiges Traktandum im Auge – die Wahl im November. *Amy Holmes*

Mayor Pete im Höhenflug

Pete Buttigieg ist der personifizierte Anti-Trump. Vor der ersten Vorwahl der Demokraten für die US-Präsidentschaft ist der jugendliche und wortstarke Bürgermeister aus dem Bundesstaat Indiana zu den Favoriten aufgestiegen. Sind die USA bereit für einen schwulen Präsidenten? Von Andrew Sullivan

Meine Vermutung, Donald Trump werde 2016 die Präsidentschaftswahlen gewinnen, gründete nicht nur darauf, dass er die Themen ansprach, die der Mittelschicht Sorgen machten (Einwanderung und Globalisierung). Er hatte in Hillary Clinton auch den perfekten Gegenentwurf. Trump war neu in der Politik, ein Aussenseiter, der gegen das Establishment antrat, ein Populist, ein Alphaner, ein Nationalist, dessen Anhänger Clinton verachteten. Clinton war seit Ewigkeiten an der Macht, eine klassische Establishment-Figur und Insiderin, eine Globalisierungsbefürworterin, ein weibliches Alphaner, vorhersehbar, deren Anhänger über Trump entsetzt waren. Es war ein Kontrast, wie Trump ihn sich wünschte, und ein Kernelement seines Erfolgs. Solche Paarungen machen viel aus. Trump ist, für sich genommen, weithin unpopulär. Um einen binären Wahlkampf zu gewinnen, braucht er einen guten Gegenentwurf.

Was ihm Auftrieb gibt

Wer wäre, die Politik für einen Moment beiseitegelassen, das beste Gegenmodell aus einer Anti-Trump-Perspektive? Ich meine damit: Welche Eigenschaften würden mit Trump in einer Weise kontrastieren, die den Kandidaten der Demokraten frisch erscheinen liessen, während der Präsident alt, ahnungslos und aggressiv erscheinen würde? Dies dürfte die Frage sein, die Buttigiegs Kandidatur Auftrieb gibt.

Stellt man sich ihn in einer Debatte mit Trump vor, gerät alles durcheinander. Ich weiss nicht, wie sie ausgehen würde, aber sie könnte weniger vorsehbar verlaufen als etwa eine mit Elizabeth Warren. Trump wäre mit 74 Jahren der älteste Präsident der Geschichte, Buttigieg mit 39 der jüngste. Trump hat es dank seines Vermögens und jahrelanger TV-Prominenz in die Politik geschafft. Buttigieg war Bürgermeister einer mittelgrossen Stadt in Indiana und vor einem Jahr noch unbekannt. Trump ist ein pathologischer, übellauniger Narzisst aus New York, der gegen alle nur denkbaren Normen verstösst, Buttigieg ein bescheidener, rationaler Pragmatiker, quasi der Inbegriff von Normalität. Trump verkörpert den klassischen Heterosexuellen, Buttigieg ist ein konservativer, verheirateter Homosexueller. Trump hat sich vor dem Wehrdienst gedrückt, Buttigieg diente seinem Land. Trump gibt den dämonischen Demagogen, Buttigieg setzt auf durchdachte Argumentation. Trump ist ein Heide, Buttigieg ein gläubiger Christ. Trump demontiert den Staat, Buttigieg stärkt ihn. Kurz: Mayor Buttigieg ist

wie geschaffen, all das zu beleuchten, was den Amerikanern an Trump missfällt.

Wähler wollen einen Kontrast zum Amtsinhaber präsentiert bekommen, sozusagen eine Korrektur. Die Stimmung geht hin und her wie ein Uhrpendel – von Carter zu Reagan, von Bush zu Obama. Ich habe Obama in seiner zweiten Amtszeit einmal gefragt, wer sein Nachfolger sein werde, worauf er trocken meinte: «Jemand, der nicht distanziert und professoral ist.» Genau so kam es. Bezüglich Stil, Generation, Auftreten und Herkunft ist Buttigieg ein nahezu perfekter Gegenentwurf zu Trumps Kraftmeierei, Alter, Temperament und Privilegien.

Noch wichtiger: Er würde der Polarisierung in unserem Land entgegenwirken. Er gibt nicht den politisch Korrekten, ist aber doch hinreichend *woke*, sprich: sensibilisiert für Fragen der Rassen- oder sozialen Diskriminierung, so dass linke Aktivisten ihn akzeptieren könnten, sofern sie ihre Furcht vor weissen Cis-Schwulen als Unterdrückern überwinden würden. Er ist ein Linksliberaler, politisch jedoch ein relativ unbeschriebenes Blatt und präsentiert sich in einem tendenziell linken Feld als Moderater. Selbst seine kühnsten Ideen – etwa eine Erweiterung des Obersten Gerichtshof auf fünfzehn Richter – sind darauf angelegt, die Polarisierung zu verringern.

Zu jung?

Er kommt aus dem Mittleren Westen mit seinen *swing states*, in denen die Wahl vermutlich entschieden werden wird, und anders als die meisten seiner privilegierten Altersgenossen blieb er nicht an der Ost- oder Westküste, son-

Buttigieg ist ein bescheidener, rationaler Pragmatiker, quasi der Inbegriff von Normalität.

dern kehrte in seine Heimat zurück, nachdem er glänzende Auszeichnungen gewonnen hatte, darunter auch ein Rhodes-Stipendium. Das verrät etwas über ihn – entweder ist er authentisch, oder er hegt in Wahrheit die allergrössten Ambitionen. Er ist wahnsinnig klug, lässt aber im Umgang mit Minderbemittelten keine Herablassung oder Ungeduld erkennen – wie seinerzeit Al Gore. Seine politische Vergangenheit ist relativ überschaubar und skandalfrei, so dass sich seine Gegner seinen marxistischen Vater werden vornehmen müssen. Er wirkt neu und frisch und zugleich sehr traditionsbewusst – und das spricht moderate Konservative an.

Zu schwul? Von Barack Obama hiess es, er sei zu schwarz. Schwieriger Name? Sicher, aber das galt auch für Barack Hussein Obama. (Bei der Aussprache seines Namens denke ich immer an *booty judge*, deutsch etwa Beute-Taxator.) Zu jung? Vielleicht. Bei seiner Amtseinführung wäre er 39, aber er wirkt deutlich jünger. Er hat etwas Jungenhaftes, weshalb Trump ihn als Leichtgewicht abtun wird. «Alfred E. Neuman kann nicht Präsident der Vereinigten Staaten werden», sagte er einmal über Buttigieg, eine Anspielung auf den Jungen mit der Zahnücke und den Segelohren, der als Maskottchen des Satiremagazins *Mad* Berühmtheit erlangte.

Buttigieg kann darauf ganz einfach und wirkungsvoll mit dem Hinweis kontern, dass er Manns genug war, seinem Land als Soldat zu dienen, was bedeutet, er ist Manns genug für das Präsidentenamt. Der Kontrast zum alten, verwöhnten Vietnam-Drückeberger könnte tödlich sein. Man muss aber sagen, dass 39 Jahre nicht so jung für ein hohes Amt sind. Emmanuel Macron wurde in diesem Alter französischer Staatspräsident. Jacinda Ardern wurde mit 37 Ministerpräsidentin von Neuseeland. Sebastian Kurz wurde mit 31 österreichischer Bundeskanzler. Leo Varadkar wurde mit 38 Premierminister der Republik Irland und hatte wie Buttigieg in den Dreissigern sein Coming-out.

Ähnlichkeiten mit Macron

Buttigieg ist natürlich angreifbar. Die Demokraten müssen die Stimmen der Schwarzen gewinnen, um Trumps ländlicher Wählerschaft etwas entgegenzusetzen. Mayor Pete hat noch nicht bewiesen, dass er das kann, auch wenn der Anteil der Afroamerikaner in seiner Stadt bei über 26 Prozent liegt. Auch ähnelt er zu sehr Macron: elitärer Technokrat, Globalist, Karrierist. Sein Lebenslauf ist fast zu perfekt und sein Weg vielleicht zu glatt und vertraut. Aber wenn Kritiker sich sein Leben vornehmen, könnten wir mehr herausfinden – und sein Ehemann Chasten ist zweifellos eine schillernde Erscheinung. Wenn Pete nicht schwul genug ist, dann gilt das jedenfalls nicht für Chasten.

Buttigieg ist eindeutig der beste Debattierer unter den Kandidaten der Demokraten, er spricht Unabhängige und einige schwankende Republikaner an, aber die grosse Frage, die seine Kandidatur begleitet, ist nach wie vor: Werden genügend viele kulturell konservative Minderheiten – nicht zu sprechen von den weissen Arbeitern – ihre Stimme einem Homosexuellen geben? Die Sorge ist berechtigt.



Bester Debattierer unter den Kandidaten: Politiker Buttigieg.

Ein weiteres Problem ist eines, das alle Kandidaten der Demokraten haben, insofern sie in Sachen Einwanderung, dem Kernthema in der westlichen Politik, durchweg auf der falschen Seite stehen. Macron, Arden und Kurz haben nicht zuletzt deswegen gewonnen, weil sie erkannten, dass rasch etwas gegen illegale Einwanderung unternommen werden muss. Macron verschärfte die Asylgesetze, beschleunigte die Abschiebung von abgelehnten Asylbewerbern und plädierte für ein härteres Vorgehen gegen illegale Einwanderung. Arden's

linke Labour Party versprach, die Zahl der Einwanderer zu halbieren, und ging eine Koalition mit den Rechtspopulisten ein. Und Kurz war ohnehin ein Rechtspopulist.

Buttigieg und die Bibel

Punkto Einwanderung ist Buttigieg vage. Er plädiert für einen «Weg zur Staatsbürgerschaft». Das Mantra der Demokraten, dass es keine Krise an der Grenze gebe, wird nicht mehr lange aufrechtzuerhalten sein. Die Lehre aus der Situation 2015 in Europa ist, dass eine

Migrationswelle für immer neue Migranten sorgt, wenn in den Herkunftsländern die entsprechenden Nachrichten eingehen. Das treibt wiederum den weissen Nationalismus an.

Beeindruckend finde ich auch seine klare Religiosität und die gewinnende Art, wie er seinen Glauben zum Ausdruck bringt – das erlebt man nicht allzu oft bei einem Demokraten-Millennial. Nach dem Niedergang der Evangelikalen und nach ihrer Verwandlung in einen politischen Kult hat sich für wahre Bibelgläubige in Amerika eine grosse Kluft aufgetan. Buttigieg bringt das ruhig, aber bestimmt zum Ausdruck. Er vertritt, wie Obama, einen lebendigen, fortschrittlichen Glauben: «Wenn ich überlege, was mir die Bibel aufgibt, dann ist es, für den Armen einzutreten, für den Einwanderer, den Fremden, den Gefangenen, den Geächteten und alle jene, die von unserer Gesellschaft allein gelassen werden. Heutzutage erleben wir eine Anbetung von Geld und Macht, die nach meinem Verständnis der Bibel kein grösserer Gegensatz zur christlichen Botschaft sein könnte. Es ist daher wichtig, (der Öffentlichkeit) eine Botschaft zu vermitteln, viele Gruppen zusammenzubringen, die schon länger auf diesem Weg sind, ihnen aber zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen.»

Historische Kandidatur

Zwei Anmerkungen: Ich bin Buttigieg bei «Real Time with Bill Maher» begegnet. Eindrucksvoll, ruhig, offen – aber kein Obama. Vielleicht wird sich mit wachsendem Selbstbewusstsein diese Aura und eine gewisse Autorität entwickeln. Für mich hat Buttigieg's Kandidatur eine persönliche Bedeutung. Er vertritt genau das, wofür viele meiner Generation gekämpft haben und was wir als Schwule kaum für möglich gehalten haben: Er ist stolz darauf, ein Schwuler zu sein, ohne sich durch sein Schwulsein zu definieren, er ist glücklich verheiratet, ein Kriegsveteran, unfassbar smart und absolut integriert. Wenn ich lese, dass ihm von LGBTQ-Aktivist*innen vorgeworfen wird, er sei nicht schwul genug und nicht «intersektional» genug, deprimiert mich das über die Massen.

Seine Kandidatur ist ebenso historisch wie die von Obama – seine Präsidentschaft wäre es noch mehr. Dass so viele Menschen ihn für einen glaubwürdigen, eindrucksvollen Kandidaten halten, zeigt, dass wir Amerikaner uns noch immer zu einem menschlichen Miteinander zusammenfinden können. Mit Trump ist diese Möglichkeit in einem Ozean von Gift untergegangen. Buttigieg fördert sie wieder zutage.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Andrew Sullivan, 56, ist Journalist, Buchautor, Herausgeber und konservativer politischer Kommentator. Der gebürtige Brite lebt seit 1984 in den Vereinigten Staaten. Er ist bekennender Schwuler und praktizierender Katholik.

Dies ist eine ergänzte und aktualisierte Fassung eines Artikels, der zuerst im *New York Magazine* erschienen ist.

Rauchopfer am Tiber

Hier der lebenszugewandte, Tango tanzende Franziskus, dort der in Dogmen verstockte, lebensabgewandte Benedikt: Ein beschwingter Film erzählt die Geschichte der beiden ungleichen Päpste. Es ist das Drama einer Männerfreundschaft, das die Weltkirche spalten könnte. *Von Matthias Matussek*

Auf dem Weg zur Petersbasilika, kurz vor der Sala Stampa della Santa Sede, in der Journalisten aus aller Welt sich ihre Akkreditierungen für Papstreisen abholen, hängt haushoch ein Plakat, in dem sich zwei alte, weissgekleidete Männer in die Augen schauen – das Werbebanner zum Film «Die zwei Päpste».

Dann schweift der Blick hin über den Domplatz mit dem Obelisken, den Kolonnaden Berninis, darüber die Kuppel von Michelangelo, dahinter das Grün der Vatikanischen Gärten: der Mittelpunkt der katholischen Welt mit ihren 1,2 Milliarden Gläubigen, eine wahre Weltkirche – und Wohnort zweier Päpste, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

Der Film, der von ihnen erzählt, betont die Unterschiede der beiden schon im Temperament, robust der eine, fast feminin filigran der andere, und er prunkt mit einer kolossalen Fehlbesetzung. Der filigrane Jonathan Pryce spielt Papst Franziskus I., aber den *Papa emeritus* Benedikt XVI. bringt der bullige Jahrhundertstar Anthony Hopkins so übermächtig auf die Leinwand, dass er den kleinen und zögerlichen Gelehrten, den er darstellen soll, den emeritierten Papst, den seine Anhänger zärtlich «Benedetto» nennen, verputzt wie ein Löwe den Morgensnack.

Monate des Verrats

Dieser übergrosse Benedikt ist ein exzentrischer Charismatiker mit hypnotischen, wasserblauen Augen, ein machtbewusster, mokanter Besserwisser, dann aber auch ein Klavierspieler und Träumer und weltabgewandter Gelehrter, der illusionslos ist – in Bezug auf den Vatikan erst recht. Benedikt XVI., ein alternder Strippenzieher in voller Kontrolle über Menschen und Apparate. Sein unwahrscheinlicher Plot: Er wird sich zurückziehen und Jorge Bergoglio, den Bischof vom andern Ende der Welt, als Nachfolger installieren. Und warum? Weil die Kirche, die uralte und ehrwürdige *mater ecclesia*, Reformen brauche.

Nun hatte Kardinal Ratzinger das Konklave der Kardinäle 2005 gerade aus dem Grunde für sich eingenommen, dass er gegen die Modernisierungen und Relativierungen von Glaubensgrundsätzen vorgegangen war, dass er die Anpassungen der Kirche an den Zeitgeist scharf zurückgewiesen hatte, wie es sein Vorgänger, der heiliggesprochene Johannes Paul II., getan hatte, dem Benedikt XVI. noch als Kardinal Ratzinger und Chef der Glaubenskongregation über zwanzig Jahre lang treu gedient hatte.



Herrischer Modernisierer: Franziskus I. (l.) und Benedikt XVI.

Warum sollte er nun plötzlich vom Gegenteil überzeugt sein? Geklärt wird das nicht.

Es sind die Monate des Verrats. Sein Kammerdiener hatte der Presse geheime Papiere zugespielt und Kelche gestohlen und sich bereichert. Das war ein Vorgang, der den Papst tief erschütterte, der dem Film jedoch nur eine vernachlässigte Episode wert ist. Stattdessen eine Beicht-

Die Ehelosigkeit der Priester ist eine im Alten Testament beschworene Tradition der Tempeldiener.

szene in der Sixtinischen Kapelle, die die beiden Päpste zusammenschweisst. Bergoglio erinnert sich an den Verrat an seinen Jesuiten-Brüdern, die von den Schergen der Junta jahrelang gefoltert wurden – ein Vorgang, der noch immer auf seinem Gewissen lastet.

Im Gegenzug beichtet Benedikt XVI., dass er den pädophilen Chef der Legionäre Christi, den Mexikaner Marcial Maciel, handeln liess, obwohl Anzeigen gegen den Verbrecher vorlagen.

Das nun ist eine bössartige Verdrehung der Tatsachen – es war Benedikt XVI., der Maciel kurz nach seiner Papstweihe aus Amt und Würden jagte. So geht der durchaus unterhaltsame Film sehr grosszügig mit der historischen Wahrheit um und bestätigt obenhin das, was die moderne Welt schon von jeher zu wissen glaubte: Da ist der lebenszugewandte, Tango tanzende Franziskus, der den in seinen Dogmen verstockten und altmodischen Benedikt auflockert. Dieser wiederum, wie er beichtend bekennt, beging die Sünde, sich in Büchern zu vergraben und damit dem Leben und Gottes wunderbarer Welt den Rücken zu kehren.

Tango der Antipoden

Als Film rührt das an, und der brasilianische Regisseur Fernando Meirelles («City of God», «The Constant Gardener») setzt sogar Abba und die Beatles ein (Paul McCartneys Song «Blackbird»), um die emotionale Temperatur aufzudrehen. Eigentlich ist Kardinal Bergoglio nach Rom gekommen, um dem Papst seine Abschiedspapiere vorzulegen. Der will davon

nichts wissen und überrascht seinerseits den Besucher aus Buenos Aires mit seinen Rücktrittsabsichten und beschwört ihn, seine Nachfolge anzutreten. Am Ende gelingt es dem späteren Papst Franziskus sogar, den steifen, grüblerischen Gelehrtenpapst zu einigen gemeinsamen Tangoschritten zu bewegen. Das Kunststück des Films: Man glaubt den beiden tatsächlich, dass sie sich mögen und sich einig sind und nur das Beste für ihre Kirche wollen.

Die Wirklichkeit jedoch ist weit komplizierter. Benedikt hatte sich zwar in das Vatikan-Kloster zurückgezogen und dem Papst Gehorsam gelobt, aber seinen Titel behalten und als gelehrter Theologe weiterhin publiziert. Gleichzeitig entpuppte sich der Papst als durchaus herrischer Modernisierer, der im kleinen Kreis schon einmal die Gefahr einer Kirchenspaltung mit einem Achselzucken quittiert.

Sicher aber wird eine Kirchenspaltung erfolgen, sollte Papst Franziskus tatsächlich den Zölibat lockern und die sogenannten *viri probati*, verheiratete Männer, zum Altardienst zulassen. Denn die Mutter Kirche ist über 2000 Jahre gewachsen und enthält ewige Wahrheiten, die in ihren kanonischen und rituellen Traditionen bewahrt sind und nicht abhängig von menschlichen Zuneigungen oder Launen sind oder davon, wie gut sich zwei Päpste verstehen.

Totale Selbstaufgabe

Deshalb hatte sich der Papst emeritus Benedikt in dem – zunächst gemeinsam mit Kardinal Sarah verantworteten – Buch «Aus der Tiefe des Herzens» mit einem Text zum Zölibat zu Wort gemeldet. Die priesterliche Ehelosigkeit ist ein Kernelement des katholischen Kultwesens. Alle Vorgänger des gegenwärtigen Papstes haben in den immer wieder aufflackernden Debatten darüber die Unabdingbarkeit des Zölibats bekräftigt, Papst Paul VI. sagte, er würde «dafür sterben». Petrus, der Fels, steht im Treibsand des Zeitgeistes seit Jahrhunderten, vertrauensvoll, glaubensfest, solide.

Die Ehelosigkeit der Priester, auch wenn sie erst im 11. Jahrhundert festgeschrieben wurde, daran erinnert Benedikt in seinem Beitrag, ist eine schon im Alten Testament beschworene Tradition der Tempeldiener und der kultischen Verrichter. Er erwähnt die Tradition der frühen Kirche und die Bitte um das «tägliche Brot», die auch die tägliche Eucharistie meinte und den Priester stark in die Gemeindegarbeit einbezog, so dass für eine Familie gar keine Zeit blieb. «Die funktionale Enthaltensamkeit war zu einer ontologischen geworden.» Was soll sich daran geändert haben?

Benedikt bedenkt auch seinen eigenen Irrtum, dass er nach den Wirren des Zweiten Vatikanischen Konzils glaubte, den Priester als

«Wortbedenker» statt als «Kulthandwerker» in den Vordergrund rücken zu können. Doch er ist längst davon abgerückt. Sehr viel deutlicher und zugespitzter äussert sich der katholische Theologe Klaus Berger in der *Tagespost*. Unter dem Titel «Charisma ist kein Menschenrecht» mahnt er, dass Gott sich nicht um Menschenrechte kümmere, wenn er beruft. Er zitiert den



Morgensnack für Löwen: Hopkins (l.), Pryce in «The Two Popes».

ehelosen Apostel Paulus, der sich einen «Sklaven» Gottes nennt, «nicht mehr ich rede zu euch, sondern Christus redet durch mich». Priester sein bedeutet die totale Selbstaufgabe.

Mit keiner einzigen Zeile übrigens hat der emeritierte Papst als Theologe den derzeitigen Papst angegriffen. Das zu behaupten, ist so verrückt, wie den Baumeister eines Damms für die Sturzflut verantwortlich zu machen, gegen die er den Damm gebaut hat.

Um alle Missstimmungen auszuräumen, auch angesichts der Gefahr eines Schismas, liess Benedikt seinem Aufsatz sogleich eine Ergebnisadresse an Papst Franziskus folgen und seinen Namen vom Titel des gemeinsam mit Sarah geplanten Buches nehmen. Nur sein eigener Beitrag, so liess er durch seinen Sekretär Erzbischof Gänswein verlauten, sei «100 Prozent Benedikt».

Sarah, Kardinalpräfekt der Kongregation für die Gottesdienstordnung, ist da sehr viel un-



Gegen den Strom: Autor Matussek mit Benedikt.

gestümer. Nun ist er auch nicht in westlichen Priesterseminaren gross geworden, sondern unter den lebensgefährlichen Bedingungen, die während der Diktatur Sékou Tourés in Guinea herrschten. Sein Vorgänger wurde jahrelang gefoltert, Sarah wurde mit 35 Jahren der jüngste Bischof der Weltkirche.

Sarah, der Kämpfer, schrieb in seinem Buch: «Die Kirche darf sich nicht von schlechten Einlassungen, Theatralik, diabolischen Lügen und im Trend liegenden Irrtümern» beeinflussen lassen.

Auf der Wallfahrt nach Chartres 2018, einer der körperlich anspruchsvollsten überhaupt, die er als 73-Jähriger mit Tausenden in einem zweitägigen Gewaltmarsch absolvierte, rief er zum katholischen Widerstand auf: «Stellt euch gegen jedes lebens- und familienfeindliche Gesetz. Schlagt die entgegengesetzte Richtung ein! Wagt es, gegen den Strom zu schwimmen!» Er warnt wie kein Zweiter vor der Islamisierung des christlichen Europa, weit vehementer als Papst Franziskus.

Kaziken und Schamanen

Dass es überhaupt zu jener etwas abseitigen Amazonas-Synode (einer Spezialsynode für die Gläubigen in der Amazonas-Region) kam, liegt wohl an den noch immer nicht gesättigten Reform- oder, besser, Abriss-Energien, für die auch Kardinäle aus Deutschland verantwortlich sind, dem dank der Kirchensteuer strotzend reichen, in seinen spirituellen Erfolgen aber niederschmetternd ärmlichsten Winkel der Weltkirche.

Allerdings verrechnen sich die «Reformer» womöglich: als würde der protestantischen Kirche mit verheirateten Pfarrern nicht der Nachwuchs ausgehen und der Besuch des Gottesdienstes nicht noch viel kläglicher ausfallen. Es war im Übrigen eine reichlich merkwürdige Veranstaltung, diese Amazonas-Aufführung am Tiber. Tatsächlich veranstalteten Kaziken und Schamanen dort ihre Rituale. Sehr katholisch sah die Sache nicht aus.

Und was die Versorgung mit Priestern angeht: Ich habe nach meinen wochenlangen Fahrten durch das Amazonasgebiet immer wieder Gottesdienste besucht, mal waren es Wortgottesdienste, gehalten durch die Dorfältesten, die bereits geweihte Hostien ausgaben, mal waren es jesuitische Aussenposten, die die Indios mit dem Wort Gottes und seinem Leib versorgten.

Alles kein Grund, die jahrhundertealten Regeln in Zürich, Rom oder Hamburg auszusetzen. Oder die Fruchtbarkeitsgöttin Pachamama anzubeten.

Matthias Matussek ist praktizierender Katholik und Autor von «Das katholische Abenteuer. Eine Provokation». DVA, 2011.



Essay

Falscher Seufzer

Rund 85 Prozent der Waldbrände entstehen durch Brandstiftung oder Fahrlässigkeit. Trotzdem soll gemäss den Medien die Erderwärmung schuld sein. Das ist unwissenschaftlich.

Von Hans Rentsch

Das Thema füllt seit Wochen die Frontseiten. Unbestritten sind die Wald- und Buschbrände in Australien eine Tragödie und richten hohe Schäden an wie kaum je zuvor. Und doch ist es nicht übertrieben, zu behaupten, Waldbrände hätten in Australien Tradition. In einschlägigen Publikationen findet man eine lange Liste der wichtigsten Wald- und Buschbrände, die mehr als hundert Jahre zurückreicht und auch Opfer- und Schadenszahlen enthält. Gemäss einer Studie des Australian Institute of Criminology gab es in der Zeitperiode 1995/96 bis 2005/06 im Jahresdurchschnitt 52 000 registrierte Brände (*bushfires*). Wer kein ganz kurzes Gedächtnis hat, erinnert sich an die praktisch jedes Jahr erscheinenden Berichte und Artikel darüber.

Trend in den Medien

Viele Medien verpassen natürlich nie eine dramatische Geschichte mit Bildern abgebrannter Häuser und fliehender Bewohner. Katastrophenkitzel verkaufte sich schon immer gut, nicht zuletzt weil sich damit noch die Möglichkeit bot, Mitgefühl für die Opfer in fernen Ländern zu markieren. Was sich geändert hat, ist die zunehmend selbstverständliche Einbettung der Berichterstattung in das neueste Lieblingsthema westlicher Wohlstandsgesellschaften, den Klimawandel. Als Zeugen holt man sich passende Experten, die den Zusammenhang bestätigen. So erklärte ein australischer Meteorologe im Fernsehen, die Durchschnittstemperatur sei in Australien seit 1900 schon um ein Grad gestiegen und dies erhöhe die Gefahr von Waldbränden beträchtlich.

Dieser Trend in den Medien, ausserordentliche Naturereignisse unbeschadet mit dem Klimawandel zu verbinden, zeitigt jedoch selbstverstärkend problematische Folgen. Meinungen und Vorurteile über die Gefahren des Klimawandels verfestigen sich in der Bevölkerung aufgrund des aus der Börsenpsychologie bekannten «availability bias». Wenn wir etwas glauben (wollen), sehen wir selektiv nur diejenigen Teilrealitäten, die naheliegend zur Verfügung stehen und das Geglaubte bestätigen. So wird jedes einzelne auffällige Naturereignis unter dem Diktat einmal gemachter Meinungen mit einer – natürlich vom Menschen verursachten – Erderwärmung in Verbindung gebracht. Die öffentliche Meinung über die

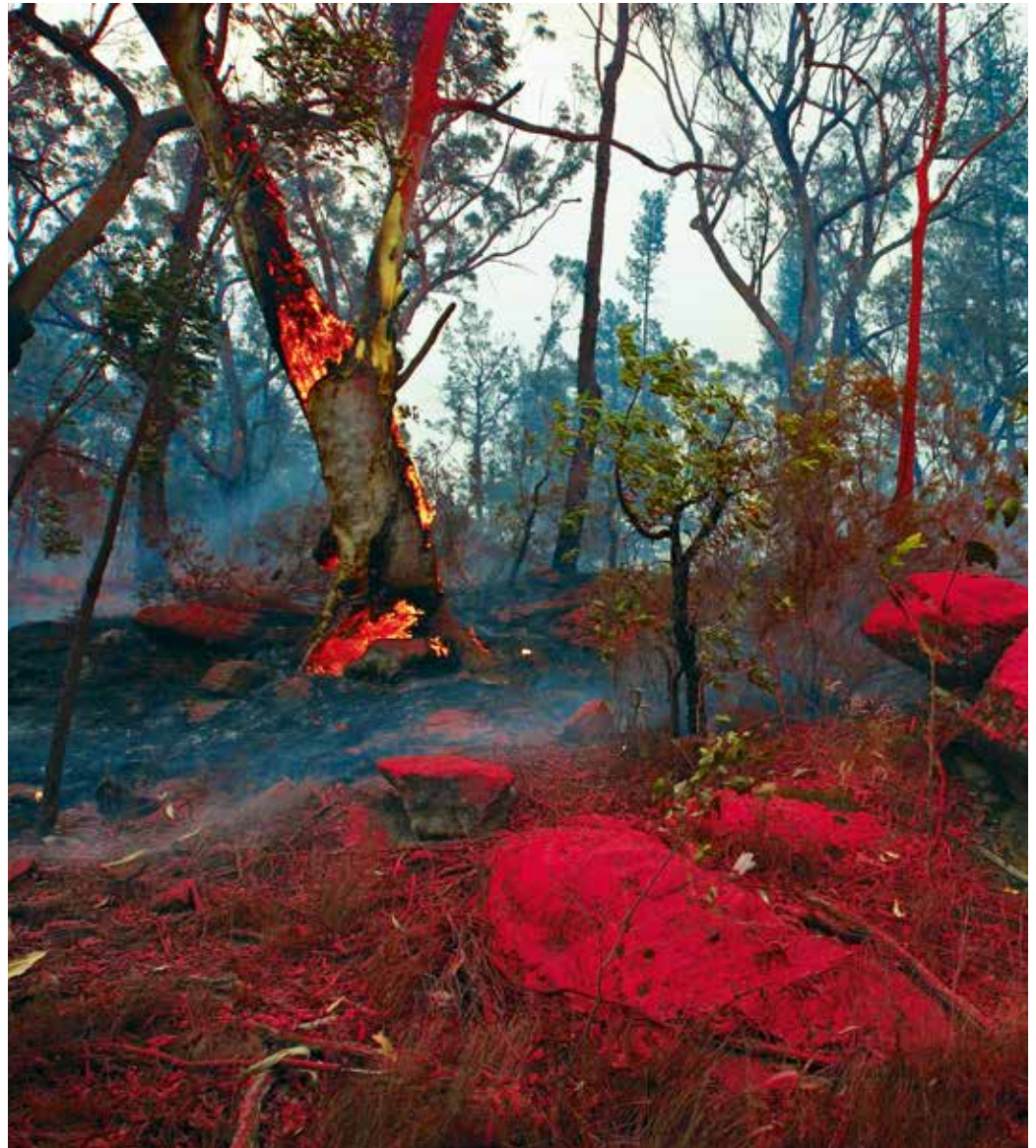
Ursache der Brände in Australien: Es kann nur der Klimawandel sein.

Dass höhere Temperaturen und ein trockeneres Klima eine Rolle spielen können, ist zunächst einmal einleuchtend. Doch kaum jemand kennt die relevanten Fakten, nämlich das durch statistische Daten erhärtete Gesamtbild, nicht zuletzt weil sich kaum jemand in den Redaktionen der Medien die Mühe nimmt, genauer hinzuschauen. Tut man dies, stösst man auf interessante Details:

Die derzeitigen Brände sind von den Tieropfern und den zerstörten Flächen her wohl

die schlimmsten der ganzen Geschichte. Doch in welchem Zusammenhang die Brände mit den zusätzlich vom Menschen ausgestossenen Treibhausgasen stehen, ist eine nicht abschliessend geklärte Frage.

Die meisten Wald- und Buschfeuer werden von Menschen verursacht. Das Australian Institute of Criminology hat in der obenerwähnten Studie die Ursachen über die genannte Zeitperiode untersucht. Genau die Hälfte der Brände wurde vorsätzlich oder mutmasslich vorsätzlich gelegt. Weitere 35 Prozent entstanden durch Fahrlässigkeit



«Aber wir müssen doch etwas tun!»

und nur 6 Prozent durch natürliche Ursachen wie Blitzschlag.

Es fällt auf, dass es keinen klaren Zusammenhang gibt zwischen dem Ausmass der Brände und den Opfer- und Schadenszahlen. Nimmt man die Daten seit 2000, sind vor allem die menschlichen Todesfälle fast aus den Statistiken verschwunden. Traurige Ausnahmen bil-

Genau die Hälfte der Brände wurde vorsätzlich oder mutmasslich vorsätzlich gelegt.

den die Jahre 2009 mit 173 Toten und 2019/20 mit bisher 25 Opfern. Dennoch ist man trotz Bevölkerungszunahme und Verstärkung in den gefährdeten Gebieten heute besser auf die Brände vorbereitet.

Klimapolitische Naivität

Viele Fernsehsender und Zeitungen berichten einseitig über die CO₂-Wirkung der gegenwärtig wütenden australischen Brände. Sie zeigen nur den CO₂-Ausstoss, nicht aber den Effekt der CO₂-Bindung durch die später nachwachsenden Pflanzen und Bäume. Eine Analyse für die Periode 1990–2009 zeigte, dass die langfristige Bilanz per saldo praktisch ausgeglichen ist.

Die Medien spielen bei der verzerrten Meinungsbildung und der Entstehung einer Meinungsothodoxie betreffend Klimawandel und Klimapolitik eine zentrale Rolle. Wir haben es mit einer wahren Gehirnwäsche zu tun. Daran sind auch Klimaforscher beteiligt, die zur Propagierung des oft zitierten «IPCC-Konsenses» und politischer Programme in die mediale Arena steigen – zuweilen in einer Art und Weise, die mit den *good governance*-Regeln renommierter Hochschulen eigentlich nicht vereinbar sein sollte. Das breite Publikum stört sich nicht daran, ist doch seine Sensibilität für die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis im Allgemeinen und für jene der modellbasierten Klimaforschung im Besonderen eher unterentwickelt. Die verbreitete klimapolitische Naivität findet ihren Ausdruck im vielgehörten Seufzer: «Aber wir müssen doch etwas tun!» Wenn Politiker jedoch unter dem Druck von unten möglichst rasch «etwas» tun, kann man sicher sein, dass dieses «etwas» nicht das Richtige ist.

So ist es auch in Australien, wo eine Art von spontanem Klima-Mob die Regierung für Unterlassungen in der Vergangenheit massiv angreift. Unbesehen davon, dass eine noch so ambitionierte australische Klimapolitik nichts am dortigen Klima und an den Brandrisiken ändern würde. Ist es Zufall, dass Brandstatistiken vom Australian Institute of Criminology geführt werden? Wenn der Grossteil der Wald- und Buschfeuer fahrlässig oder vorsätzlich von Menschen ausgelöst wird, braucht Australien vor allem eine ambitionierte, technologisch aufgerüstete Schutzpolitik gegen Brandlegung.

Geldanlage

Larry Finks Feldzug

Der Blackrock-Gründer ist einer der wichtigsten Finanzmanager der Welt. Künftig will er Klimawandel und Nachhaltigkeit ins Zentrum der Anlagestrategie» stellen. Kluge Investoren setzen dagegen.

Larry Fink ist ein mächtiger Mann. Seine Firma Blackrock verwaltet knapp sieben Billionen US-Dollar, rund das Achtfache der Jahresproduktion der ganzen Schweizer Volkswirtschaft. Womit Blackrock auch bei vielen börsenkotierten Schweizer Firmen einer der grössten Aktionäre ist mit Anteilen zwischen 4 (Novartis) und 5 Prozent (zum Beispiel Glencore).

Wenn also der Blackrock-Chef jeweils im Januar seinen «Brief an die CEOs» verschickt, dann ist ihm die Aufmerksamkeit gewiss. Seine Hauptbotschaft für 2020: Der Klimawandel sei zu einem «entscheidenden Faktor für die langfristigen Aussichten eines Unternehmens» geworden. «Klimarisiko ist Investmentrisiko.» Fink kündigt an, Investitionen in zu wenig nachhaltige Branchen wie etwa die Kohleindustrie zu beenden. Zudem sei Blackrock «zunehmend geneigt», an Aktionärsversammlungen zu rebellieren, wenn «Unternehmen nicht ausreichend Fortschritt machen». Der Finanzmanager prophezeit einen tiefgreifenden «Wandel in der Kapitalallokation», weg von Kohle, Öl oder Gas, «und zwar schneller, als die meisten Leute meinen».

Finks Feldzug ist geschicktes Marketing in eigener Sache. Gross geworden ist Blackrock zwar vor allem durch Indexfonds. Vier Fünftel der Kundengelder sind solcherart passiv angelegtes Geld, das ohne Anlageentscheidungen von Blackrock investiert wird, also automatisiert nach den Proportionen im Gesamtmarkt. Seine klimapolitische Offensive hat Larry Fink aber nur für den wesentlich kleineren, aktiv gemanagten Fünftel angekündigt. Offenbar sollen Kunden zum Wechsel auf Produkte animiert werden, an denen Blackrock mehr verdient als an schnöden Indexfonds. Bei solchen tendieren die Margen mittlerweile gegen null.

«Krieg gegen die Kohle»

Die Intervention von Larry Fink kann man als Versuch werten, vom passiven Vermögensverwalter, der weltanschaulich blind den Willen der Kunden erfüllt, zu einem aktivistischen Aktionär zu werden. Es ist ein bisschen, als wäre der Inhaber einer Parkgarage nicht mehr damit zufrieden, den Ferrari des Kunden zu parkieren, sondern wollte plötzlich selber dessen PS auf die Strasse bringen.

Die Chancen stehen gut, dass die Kunden mitmachen. Bei den grössten Klienten von Blackrock handelt es sich um Pensionskassen. Sie investieren kein eigenes Geld, sondern jenes ihrer Versicherten. Larry Fink ist dabei, sich zum Vertreter der Eigentumsrechte von Eigentümern aufzuschwingen, deren eigene Hände gebunden sind. ESG-Investment ist dafür der perfekte Vorwand: Man kann aus unzähligen ökologischen (E), sozialen (S) und Governance-Kriterien (G) fortlaufend neue Anlageprodukte kreieren, folgend der politischen Konjunktur.

Zurzeit liegt Blackrocks Schwerpunkt auf dem Öko-E und dabei vor allem auf dem «Krieg gegen die Kohle», wie ihn Larry Finks Milliardärskollege aus Manhattan, Michael Bloomberg, schon vor Jahren ausgerufen hat. Ob es dem Klima hilft, ist fraglich. Die Infolge des Kohle- und Atomausstiegs in



Larry Fink.

manchen Ländern aus dem Boden spriessenden Gaskraftwerke sind klimapolitisch nicht eindeutig besser als Kohle: Zum einen werden Kohlekraftwerke technologisch immer besser, zum anderen kommt es bei der Förderung und beim Transport von flüchtigem Gas zu grossen Verlusten. Auch ist der Methanausstoss bei der Verbrennung deutlich höher als bei Kohle – eine Einheit Methan ist gemäss dem IPCC viel klimaschädlicher als eine Einheit CO₂.

Sowieso sind Kohleunternehmen nur ein kleiner Bestandteil des globalen Finanzmarktes. Wäre es Larry Fink wirklich ernst mit der finanziellen Klimapolitik, müsste er vor allem aus den Aktien der viel bedeutenderen Öl- und Gasproduzenten aussteigen wollen. Hierzu hat er aber noch keine konkreten Pläne geäussert.

Vielleicht kommt das noch. Investoren fragen sich mittlerweile: Was bedeutet es, wenn Firmen wie Blackrock langfristig die Kohleindustrie und die fossilen Energien vom Kapital abschneiden? Zunächst hat es sicher einen negativen Einfluss auf den Aktienkurs, wenn sich grosse Investoren zurückziehen. Doch solange es für das Öl und die Kohle im Boden einen Käufer gibt, behalten diese ihren Wert als Brennstoff. Selbst wenn es Europa gelingen sollte, solche Energieträger substanziell zu reduzieren: In Gegenden wie Asien und Russland ist die Nachfrage ungebrochen. Mutige Investoren können Geld verdienen, indem sie gegen Larry Fink wetten. Florian Schwab



Neue Erlösungssehnsucht.



Lasst uns waldbaden!

Von Wolfram Knorr

Aus dem Hain der schönen, besonders der deutschen Künste ragte der Wald schon immer durch sein dramaturgisches Unterholz ins wirkliche Leben hinein. «Mit welcher Mühe und Sorgfalt der Wald die kleinsten seiner Blumen hegt und auferziehet», fand schon 1842 Adalbert Stifter («Der Hochwald») mit romantischem Entzücken staunenswert. Nur scheinbar sachlicher heisst es heute: «Der Mutterbaum verbindet sich mit dem kleinen [Baum] und ernährt ihn mit. Man kann regelrecht sagen, er wird gestillt.»

Peter Wohlleben, seines Zeichens promovierter Forstmeister und «Baumflüsterer», macht solche und andere Beobachtungen und landete mit seinem Buch «Das geheime Leben der Bäume» (*Weltwoche* Nr. 51/52.19) nicht nur einen Bestseller, sondern einen Megaseller, der nun, geradezu zwingend, von Jörg Adolph und Jan Haft verfilmt wurde. Man darf gespannt sein, was da folgen wird, denn schon Wohllebens Buch löste eine Welle aus, in der es variantenreich blüht und duftet und die Natur es einfach sauber in ihrer Stube hält: «Das wahre Leben der Bäume», «Die geheime Sprache der Bäume», «Das geheimnisvolle Leben der Pilze» und «Der Ruf der Rose».

Entschleunigungstherapie

Da dürfte die Zeit reif sein, die Klassiker wie Hermann Löns («Kraut und Lot»), Ernst Wiechert («Wälder und Menschen») und Karl Heinrich Waggerl («Das Wiesenbuch») wieder aufzulegen; auch Ludwig Ganghofer, in dessen Romanen der Förster, eine Art Alpen-John-Wayne, die Heldenrolle innehat («Das Schweigen im Walde»). Eine Autorität, die wir uns seit Peter Wohlleben wieder ersehnen. Während der Halbgott in Weiss mit Skalpell und Tupfer das Schicksal bändigt, beseelt der Förster die Gemüter mit Baum und «Waldbaden». Ein Entschleunigungstherapeut sozusagen.

Nach der Weltkriegskatastrophe war das Bedürfnis nach Erlösung riesig, und die Natur mit ihrem Heger und Pfleger – Jagdgewehr geschultert, Fernglas vor der Brust, Gamsbart am Hut – bot sie, und im Jahre 1954 kam sie in Gestalt des österreichischen Films «Der Förster vom Silberwald». Er wurde ein Riesenhit, wurde in zahlreiche Länder verkauft und war – ein früher Wohlleben – der erste Naturschutzfilm! Der fesche Förster (Rudolf Lenz) kämpft gegen die Abholzung der Wälder! Lange vergessen – jetzt, in der neuen Erlösungssehnsucht durchs Klimadesaster, muss endlich ein Remake her!



Wollte sie besser, ja klüger sein als die Queen? «Duchess Difficult» Meghan Markle mit Prinz Harry.

Dynastien

Herzogin der Lenden

Mit Selbstüberschätzung, erotischer Energie und unglaublicher Chuzpe hat die amerikanische Schauspielerin Meghan Markle das britische Königshaus geknackt. Ihr Ehemann, der traurige Prinz Harry, ist Wachs in ihren Händen. *Von Agneta Blaha*

Was Meghan Markle innert kürzester Zeit geleistet hat, bringen normalerweise nur Sektenführer zustande. Die amerikanische Seriendarstellerin schaffte es innerhalb nur dreier Jahre, HRH Prince Harry, Duke of Sussex, kennenzulernen, zu bezirzen, zu heiraten und ihn von seinen Freunden und seiner Familie zu separieren. Denn offenbar weiss nur Meghan, was gut für Harry ist. Genauer: was nicht gut für ihn ist. Schlecht für Harry ist zum Beispiel die Jagd mit seiner Familie in Schottland oder der Konsum von Fleisch. Oder Alkohol. Oder seine Freunde, sein Bruder, seine Grossmutter: alle nicht gut für Harry. Die ganze Monarchie sei Gift für Harry, so Meghans neustes Credo. Deshalb: sofortiger Aus-

stieg aus den royalen Diensten und nichts wie weg aus dem Königreich! Damit, dass mit dem Rückzug ins Private auch die Abgabe ihrer Titel einhergehen würde, haben die beiden wohl nicht gerechnet. Allerdings hatten sie auch darauf verzichtet, die Sache vorgängig mit der Familie zu besprechen.

Dabei war Meghan einst ein grosser England-Fan. Ihre Ferien verbrachte die Schauspielerin oft in Oxfordshire, ihr Hund trug ein Jäckchen mit dem Union Jack darauf. Und Meghan war auf der Suche nach einem britischen Ehemann. Ein Aristokrat wäre perfekt! Mit Hilfe einer Freundin organisierte sie sich ein Blind Date mit Harry und gab sich ahnungslos. Harry kannte Meghan tatsächlich nicht. Damals

kannte übrigens – ausser ein paar eingefleischten Fans der Serie «Suits» – kein Mensch den Namen Meghan Markle. Das änderte sich schnell.

Meghan-Manie von Anfang an

Nach ihrem ersten öffentlichen Auftritt an der Seite des Prinzen im Dezember 2017 kam es sofort zu einer Art Meghan-Manie. Die Presse liebte die schöne, selbstbewusste, eigenständige Schauspielerin, die mit Aussagen zu Frauenrechten punktete, und Meghan liebte die Presse. Ein euphorischer Bericht jagte den anderen. Selbst die Königin empfing die noch nicht geschiedene Amerikanerin mit afrikanischen Wurzeln, die einer dysfunktionalen, lös-

ternden, teilweise kriminellen Familie entsprang, recht herzlich. Ganz im Gegensatz dazu Meghan, die focht um die Queen.

So soll Meghan bei ihren Hochzeitsvorbereitungen trotz der Anwesenheit Ihrer Majestät einen derartigen Tobsuchtsanfall bekommen haben, als sie meinte, in den vegan-makrobiotischen Speisen ein Ei herausgeschmeckt zu haben, dass die Königin sie laut mehreren Nachrichtenagenturen zur Seite nehmen und ihr Manieren gegenüber dem Personal beibringen musste. Offenbar war der Schauspielerin die Meghan-Manie dermassen zu Kopf gestiegen, dass sie eine regelrechte Megalomanie entwickelte, also einen Grössenwahn der gröberen Art. Meghan machte, was sie wollte. Kein Respekt vor der Queen, keine Demut, keine Dankbarkeit. Dabei erlaubte ihr Elisabeth II. erstaunlich vieles: Meghan durfte bei ihrer Hochzeit im Mai 2018 ohne Begleitung zum Altar schreiten (feministisches Statement!), ein Gospelchor durfte singen und ein amerikanischer Prediger eine hollywoodreife Show abziehen. Einzig die St George's Chapel in Windsor wurde für die Zeremonie nicht mit Raumspray besprüht, wie Meghan es laut britischen Medienberichten gewünscht hatte.

Als sie Kate den Babysitter abwarf

Wie von der Kontrollwütigen nicht anders zu erwarten war, folgte kurze Zeit später die planmässige Ankündigung der Schwangerschaft. Mit einem Kind konnte der frischgebackenen Herzogin von Sussex nichts mehr passieren, ihr um einiges jüngerer Ehemann war jetzt noch mehr Wachs in ihren Händen. Fast täglich brach Meghan nun das Protokoll, pfiiff, kokett lächelnd und in ihren Haaren wuschelnd, auf die royalen Traditionen. Statt mit ordentlich frisierten Haaren sah man Meghan fast nur mit einem *messy bun* (einem unordentlichen Dutt mit ins Gesicht fallenden Strähnen), sie trug Schwarz (ist bei den Royals für Traueranlässe vorbehalten), keine Strumpfhosen, schulterfreie, zu kurze oder geschlitzte Kleider, Hosenzüge und schwarzen Nagellack. Mitten während der Trooping-the-Colour-Parade begann Meghan auf dem königlichen Balkon zu plaudern, als ob nichts wäre, und hörte (schmollend) erst nach Harrys zweiter Zurechtweisung auf. Meghan schikanierte ihre Angestellten, mindestens vier der engsten Mitarbeiter des Herzogpaares schmissen das Handtuch. Selbst vor dem Kindermädchen ihrer Schwägerin machte die «Duchess Difficult», wie Meghan von Palastmitarbeitern genannt wurde, nicht halt. Für den doppelten Lohn versuchte sie, deren Nanny abzuwerben.

Natürlich gebar Meghan nicht bei den Hofgynäkologen in jenem Krankenhaus, wo die königlichen Damen normalerweise niederkommen, sondern an einem geheimen Ort. Auch zeigte sie ihr Baby nicht einige Stunden nach der Geburt wie üblich, sondern erst zwei Tage später. Und Archies Taufe (samt Paten) blieb ebenfalls ein grosses Geheimnis. Zwar existieren unterdessen drei offizielle Bilder des Kindes, doch die erste Fotoserie, auf der man Archie Harrison so richtig sieht, zeigt diesen nicht im royalen Umfeld, sondern neben dem südafrikanischen Menschenrechtler Desmond Tutu.

Konfrontation mit der Queen

Wie eine Getriebene provozierte Meghan die Krone. Es schien fast, als führe sie einen persönlichen Kampf gegen die Queen. Warum? Wie ist so etwas möglich? In was für einem Gehirn kann sich eine solch dreiste, anmassende Idee entwickeln? Wie kann sich jemand, der in Crenshaw, einem sozial schwachen Viertel im Süden von Los Angeles aufgewachsen ist, mit Ihrer Majestät der Königin messen wollen? Oder aus welchem Grund überredet eine liebende Ehefrau ihren Gatten, die Familienweihnachtsfeier bei seiner Grossmutter, wie er sie seit seiner Geburt immer schon gefeiert hat, zu schwänzen? Wie kann man das Diadem, das eine Königin der zukünftigen Braut für ihre Hochzeit ausleiht, zurückgeben und ein anderes (mit Smaragden statt Brillanten) fordern? Wie kann man einen Schleier tragen, obwohl die Königin dies für eine zweite Ehe unpassend findet?



Lust und Geborgenheit.

Nervenzusammenbruch

Könnte es vielleicht sein, dass Meghans Gehirn wie dasjenige eines Sektenführers tickt? In dem Fall würde sie im Gehirn über eine verkümmerte Amygdala verfügen, also praktisch keine Gefühle entwickeln, über eine narzisstische Persönlichkeit verfügen und eine subtile Manipulatorin und Führerin sein. Und da die Gurus bekanntlich nicht nur mit erfundenen Religionen arbeiten, sondern

auch mit erotischer Energie, liegt der Schluss nahe, dass Prinz Harry von Meghans Lenden abhängig gemacht worden ist. Das altbekannte Lied. Meghans Schoss gibt ihm nicht nur Lust und Geborgenheit, er schenkte ihm auch einen Sohn. Frauen, die bewusst mit ihren Genitalien arbeiten, können eine unglaubliche Macht über Männer entwickeln. Die Vagina hat schon so manchen grossen Mann gestürzt,

selbst Präsidenten und Könige fielen ihr zum Opfer.

Als die Dinge für Meghan immer mehr aus dem Ruder liefen, als die Presse immer kritischer berichtete, schlüpfte sie kurzerhand in eine andere Rolle. Sie war jetzt Opfer. In einem nicht abgesehenen Fernsehinterview in Afrika stellte Meghan sich als Prinzessin Diana die

Zweite dar. Der Kopf in der unverkennbaren Schräghaltung, der scheue, leidende Blick von unten: alles akribisch von Lady Dianas Skandal-Interview von 1995 abgesehen und eingeübt. Womöglich ist Meghan gar keine so schlechte Schauspielerin. «Die bösen Medien! Die kalten Royals!» – was die mit ihr zusammen weinenden Zuschauer allerdings zu vergessen schienen: Lady Diana wurde von

ihrem Gemahl erwiesenermassen ignoriert und betrogen.

Meghan hingegen wurde auf Händen getragen. Die Schauspielerin wusste genau, worauf sie sich einliess, als sie den Prinzen heiratete, sie war keine unschuldige Achtzehnjährige. Meghan wollte die Monarchie besiegen. Sie wollte besser, ja klüger sein als die Queen. Nachdem sie in ihrer erstaunlichen Selbstüberschätzung den Bogen überspannt hatte und die Welt ihr wahres Gesicht erkannte, hatte die Mimin nun einen Nervenzusammenbruch. Oder mimte sie ihn nur?

«Klimagerechtigkeit für Frauen»

Keinen Tag länger würde sie es in England aushalten, die Flucht nach Kanada war unumgänglich! Und da Harry unterdessen ja zu Meghans Knetmasse geworden ist, brüskierte er auch noch seine Grossmutter und gab auf. Schmiss alles hin. Während er in England das Schlamassel, das Meghan angerichtet hatte, ausbaden musste, besuchte seine Gemahlin allerdings in Kanada die Institution «Justice for Girls» und diskutierte fröhlich über so relevante Themen wie «Klimagerechtigkeit für Frauen». Armer Harry. Er wurde Schritt für Schritt isoliert, er hat keinen Titel, keine militärischen Aufgaben mehr, er hat keinen Beruf und muss im Exil leben. Harry hat nur noch Meghan und Archie. Vermutlich wird er in Zukunft zu einem Professor Unrat mutieren und sich auf Hollywoodpartys zum Narren machen müssen. «Es macht mich sehr traurig, wie es gekommen ist», sagte Harry am letzten Sonntag während seines *Aids-charity dinner* in London.

Agneta Blaha ist Gesellschaftsreporterin und seit Beginn der Meghan-Zeitrechnung bekennende Meghan-Gegnerin.

Bis an die Kitschgrenze

Die SRF-Erfolgsserie «Wilder» erzählt von einer eigensinnigen Ermittlerin, familiären Abgründen und gibt Schweizer Serien eine neue Stimme. Dahinter steht Béla Batthyany, der Fernsehmann der Stunde. *Von Anton Beck*

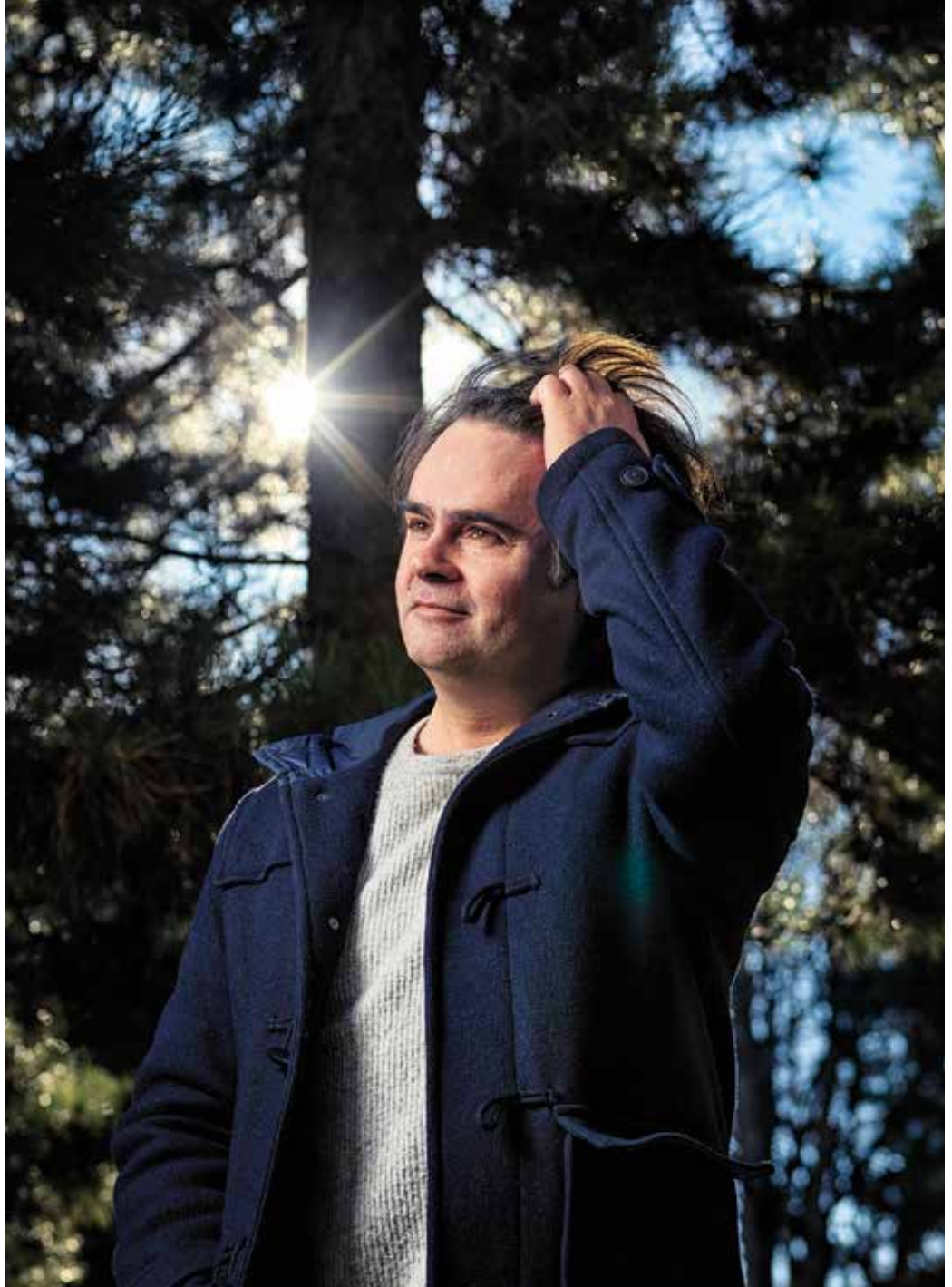
Um halb hatten wir uns verabredet, und obwohl ich ja eigentlich nicht zuletzt Student bin, habe ich es mir mittlerweile angewöhnt, pünktlich, besser sogar zu früh an Ort und Stelle zu sein, weshalb ich um zwanzig nach vor dem vereinbarten Café stehe und in graue Mäntel gehüllte Passanten beobachte. Seit ich mit dem Rauchen aufgehört habe, ist das Warten ja bloss noch vergeudete Zeit, denke ich mit wachsender Ungeduld. Wie idiotisch meine Überlegungen sind, wird mir erst klar, als mit einer sympathischen Verspätung eine Vespa die ruhigen Strassen mit Lärm erfüllt und kurz darauf ein lächelnder Béla Batthyany, Head-Autor und Mitbegründer von «Wilder», auf mich zuläuft, als wären der Januar in Zürich und der Juli in Florenz dasselbe. Dieser Mann scheint Zeit zu haben. Dass dieser erste Eindruck nicht stimmen kann, wird allerdings klar, wenn man sich Batthyany's Agenda anschaut. Seit Herbst schreiben er und sein Team an Staffel vier der SRF-Serie «Wilder», vor wenigen Tagen hat er die dritte Staffel abgesehnet, die zweite läuft momentan im Dienstagabendprogramm und erklärt mit ihrem Erfolg und ihrer Ästhetik rückwirkend jedes No-Billag-Argument für nichtig. Batthyany hat also natürlich keine Zeit, er beherrscht bloss die selten gewordene Kunst, sich den Stress nicht anmerken zu lassen.

Schräges, liebenswertes Ermittlerduo

Dabei hätte er die Bescheidenheit nicht nötig, ist er doch der Mann der Stunde. Denn es ist momentan eine schiere Unmöglichkeit, «Wilder» auszuweichen. Die Hauptdarsteller der

«Was ich in der Schweizer Filmlandschaft vermisst habe, ist der Mut, Emotionen zu zeigen.»

Serie, Sarah Spale und Marcus Signer, die als Rosa Wilder und Manfred Kägi ein schräges, aber genau deshalb so liebenswertes Ermittlerduo abgeben, streifen durch die Schweizer Medienlandschaft und zeigen, warum eine Spurensuche im Berner Oberland mindestens genauso viel Erfolgspotenzial haben kann wie irgendein nordischer Kommissar, der mit Persönlichkeitsstörungen und Alkoholproblemen kämpft. Vergleiche mit Nordic-noir-Serien wie «Die Brücke» finden sich, wie auch Spielereien mit den Wörtern «wild – Wilder», dennoch in nahezu jedem Artikel über die Se-



Wo gute Menschen böse Dinge tun: Drehbuch-Autor Batthyany.

rie. Dabei sei das abgekühlte Skandinavien gar nicht das Vorbild gewesen, meint Batthyany. «Was ich in der Schweizer Filmlandschaft vermisst habe, ist der Mut, Emotionen zu zeigen und an eine Kitschgrenze heranzugehen.» Batthyany nennt eine ganze Liste von inspirierenden Filmen, von denen ich die wenigsten kenne, und auch seine Ausführungen zur

Filmgeschichte wissen zu beeindrucken, wodurch ich mir etwas dumm vorkomme und mit Verweis auf den Schweizer Intellektuellen dieser Tage einen geistigen Rettungsversuch starte: «Lukas Bärfuss meinte ja letztthin, dass ein Team von Drehbuchautoren sich im «Writer's Room» gegenseitig nivelliere und die persönliche Erfahrung in Serien keinen Platz

mehr finde.» Ich nippe selbstgerecht an meinem Cappuccino, bis er meint, das Interview habe er auch gelesen, das sei aber nur die eine Seite der Medaille. «In einer gut zusammenpassenden Autorengruppe werden die Fehler, die man selbst nicht erkennt, sofort gespiegelt.» Regelmässig im Gespräch verweist Batthyany auf all die Mitwirkenden an «Wilder». Auf Roberto Martinez und Moritz Gerber, die mit ihm den «Writer's Room» teilen, auf den Kameramann Alex Szombath, der bei der Entstehung des Serienkonzepts dabei war; er erwähnt Schauspieler, Produzenten und Visagisten. «Heute ist Batthyany <Wilder> und <Wilder> Batthyany», hiess es kürzlich in der *NZZ am Sonntag*. Anmerken lässt er sich das aber nicht, denn Batthyany ist niemand, der gerne Lorbeeren für sich beansprucht, er gleicht viel

Wie in «Wilder» gibt es in Batthyany's Weltbild kein Schwarz oder Weiss.

eher einem Sportler, der auf dem Podest steht und seinem Trainer und der Familie dankt, statt den Pokal in die Höhe zu halten.

Hang zum Pathetischen

Er scherzt gerne, spricht dennoch besonnen, aber nie allzu ernst – ausser wenn es um Filme geht. In Paris sei er als Student oft ins Kino gegangen, immer alleine, damit der Film wirken konnte. Filme waren für Batthyany nie einfach nur eine Ablenkung aus Langeweile oder eine einfalllose Idee für ein erstes Date wie für viele andere. Filme sind, wenn man Batthyany so zuhört, eine wahre Kunstform. Der Mann, der oft in Musikmetaphern spricht und sich selbst als «Kitschtante» bezeichnet, hat einen Hang zum Pathetischen, was auch in der aktuellen «Wilder»-Staffel zum Vorschein kommt. Sie berichtet von schwierigen Vater-Sohn-Beziehungen, von suizidalen Jugendlichen und zerbrechenden Ehen in der sonst so heilen Schweiz. «Der Krimi interessiert mich gar nicht so fest, sondern ist das Hilfsmittel, um Familiengeschichten zu erzählen.»

Batthyany ist verheiratet und Vater von zwei Töchtern, er studierte Psychologie, machte ein paar Umwege – gute Autoren machen so was –, landete dann an der Filmschule und nach der freiberuflichen Zeit mit so manch schlafloser Nacht – gute Autoren haben so was – schliesslich bei SRF, wo er Dokumentarfilme dreht und durch erneute Schicksalsfügungen bei einer Ausschreibung landete, mit beiden Füssen Neuland betrat und «Wilder» ins Leben rief.

Zwei Brüder hat Batthyany, der eine ist Schauspieler, der andere Journalist. Der Vater floh mit vierzehn unter dem kommunistischen Regime aus Ungarn in die Schweiz, wohnt mittlerweile aber wieder im Osten. Ge-

legentlich besucht Batthyany ihn dort, er beherrscht fließend Ungarisch mit Schweizer Akzent. Wir sprechen über die ungarische Aussenpolitik, über Orbán und die Nachwehen des Kommunismus. Nur allzu gerne würde ich, wie jeder Journalist, Batthyany's Aussagen auf möglichst zugespitzte Zitate herunterbrechen, doch das wird ihm nicht gerecht, denn dafür analysiert er politische Zusammenhänge zu differenziert. Wie in «Wilder», wo gute Menschen böse Dinge tun und umgekehrt, gibt es in Batthyany's Weltbild kein Schwarz oder Weiss.

Auch die aktuelle Arbeit an «Wilder» schildert er so. Hinter all dem schimmernden Erfolg verstecken sich Probleme wie Budgetverhandlungen, sodass ein Brandstifter in der Serie anstatt des ursprünglich geplanten Hauses letztlich einen Kleinwagen abbrennen muss. Als Autor einer horizontalen Serie, die anders als bisherige SRF-Eigenproduktionen wie «Der Bestatter» über mehrere Episoden hinweg eine aneinander anknüpfende Geschichte erzählt, kann Batthyany auch kaum auf Erfahrungen anderer Kollegen zurückgreifen. Auch das Konzept eines «Showrunners» wie in Amerika, der den Überblick über alles behält, hat sich in der Schweiz noch nicht etabliert, weshalb es an Batthyany hängenbleibt, den Spagat zwischen Drehort, «Writer's Room» und Bürokratie zu schaffen. Ganz abgesehen von der täglich neu zu beantwortenden Frage, wie viele Gefühlsausbrüche in «Wilder» dem Schweizer Publikum zugemutet werden können.

Fehlender Schnee

Der Fotograf ruft wiederholt an, ich habe den Zeitplan völlig vergessen. Wir trinken aus, bezahlen, laufen zum Fotoshooting. Wir plaudern über den fehlenden Schnee, den die «Wilder»-Crew dieser Tage für den Dreh dringend gebrauchen könnte, während Batthyany die Anweisungen des Fotografen befolgt und ich einen mürrischen Passanten aus dem Bildwinkel verscheuche. Ein Bekannter ruft Batthyany von der Strassenseite zu, er winkt freundlich zurück, ehe bald darauf der Motorenlärm von Batthyany's Vespa unwiederbringlich in sommerlicher Ferne verschwindet. Der Januar lässt mich frieren, wie ich zur Tramhaltestelle laufe, dort ungeduldig auf mein Smartphone schaue und mir denke, dass das Warten, seit ich mit dem Rauchen aufgehört habe, ja bloss noch vergeudete Zeit ist.

«Wilder» läuft jeweils am Dienstag um 20.05 Uhr auf SRF1.

Jazz

As time goes by

Von Peter Rüedi

Nichts ist verführerischer als eine Kunst, welche die Bescheidenheit hat, sich hinter Kunstlosigkeit zu verstecken. [...] So brauchen wir uns nicht zu fragen, in welchen Tempel die Musik von Coscia und Trovesi gehört. Sie fühlt sich an einer Strassenecke genauso daheim wie in einem Konzertsaal.» Schrieb Umberto Eco, selbst Vertreter einer Literatur, die ihrerseits das Kunststück schaffte, gleichzeitig U und E zu sein. Der 2016 verstorbene Eco war ein Freund des grossen italienischen Klarinettenisten Gianluigi Trovesi (geb. 1944) und vor allem von dessen Partner, dem Akkordeonisten Gianni Coscia, welche beide nun bereits zum vierten Mal eine CD bei ECM veröffentlichten, ihre Verneigung vor eben dem wie Coscia aus Alessandria stammenden Eco – nach einer Kurt-Weill- und einer Jacques-Offenbach-Hommage abermals das berührende Beispiel einer Musik, die sowohl zu ebener Erde wie im ersten Stock stimmt. Trovesi und Coscia gehen von einem eher unbekanntem illustrierten Roman von Eco aus.

«La misteriosa musica della Regina Loana» ist sowohl eine Art Autobiografie wie die Recherche nach einem verlorenen Italien: Ecos Jugend in den Vorkriegs- und Kriegsjahren mit den darin entsprechend angewehten populären Melodien aus Film und Funk. Der Radiosender hiess damals noch nicht RAI, sondern EIAR, und dem widmen die beiden alten Herren ein eigenes Medley, neben vielem, in das Zeitgeschichte atmosphärisch verdichtet und eingekapselt ist, vom «Basin Street Blues» über «As Time Goes By», verschiedene Anspielungen und Umkreisungen des Resistenza-Klassikers «Bella ciao», eine ganz unheroische, unrhetorische Version der U-Boot-Hymne «Inno dei sommergibili» bis zu einer herzerweichenden Interpretation von Glenn Millers «Moonlight Serenade», einer Beschwörung der Stimmungslage nach dem Einmarsch der Amerikaner in Italien, des Atems der Freiheit.

Das Duo der beiden *vecchi signori* versucht gar nicht erst, die Nostalgie zu vermeiden, die sich bei einem Rückblick aus dem heutigen Italien in eine bei Gott auch nicht ideale Vergangenheit unvermittelt einstellt. Zauberhaft.



Gianluigi Trovesi / Gianni Coscia: La misteriosa musica della Regina Loana. ECM 2652



Faszination Verzicht.

Religion

Die fortschrittliche Kraft des Zölibats

Dass Priester nicht heiraten dürfen, sorgt für Häme und Kritik. Dabei hat die katholische Kirche gute Gründe, an dieser Lebensform festzuhalten. Das Prinzip der Enthaltensamkeit ist erstaunlich modern, wie die asketische Ikone der Klimabewegung, Greta Thunberg, zeigt. *Von Peter Keller*

Während sich die Stimmbevölkerung gerade anschickt, die Antirassismus-Strafnorm auszuweiten und neben der Herkunft und religiösen Überzeugung auch die sexuelle Orientierung vor Hass und Hetze zu schützen, ist eine der kleinsten Minderheiten praktisch uneingeschränkt der öffentlichen Häme ausgesetzt: die rund 1400 in der Schweiz lebenden Priester. Ironischerweise würden sie gleich unter zwei Kategorien des Diskriminierungsartikels fallen: Sie gehören als katholische Geistliche einer Religionsgemeinschaft an, und sie zählen durch den Zölibat, das Gelübde der Ehelosigkeit, zu einer sexuellen Minderheit. Nämlich jener, die «um des Himmelsreiches willen» keusch oder eben lateinisch *caelebs*, allein, unvermählt, leben.

Doch nicht jede Minderheit darf sich einer besonders schonungsvollen Behandlung erfreuen, schon gar nicht die Repräsentanten der katholischen Kirche. Beim sich als «liberal» empfindenden Bürgertum gehöre der Zölibat schon länger zu den bevorzugten «Entrüstungsanlässen», schreibt der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht. Grundtenor: Im Keuschheitsgelübde kämen nur der «Kontroll-Fanatismus» und die hoffnungslose Rückständigkeit der Amtskirche zum Ausdruck. Die aufgedeckten Missbrauchsfälle seitens katholischer Priester scheinen die schlimmsten Befürchtungen über diese män-

nerbündische, die Sexualität unterdrückende Lebensform zu bestätigen.

Feministische Jugendbewegung

Zu einer redlichen Debatte gehörte allerdings die historische Dimension des Zölibats und seine damit verbundenen Errungenschaften. Denn die kirchlich verordnete Ehelosigkeit hat – oder hatte zumindest – durchaus fortschrittliche, revolutionäre, ja sogar feministische Züge: Der ehemalige Dominikanerpater und Publizist Hans Conrad Zander sieht mit der heiligen Paula (347–404) eine Frau als «Erfinderin des Zölibats». Diese geniesst bis zum Tod ihres Mannes den ausschweifenden Luxus der städtischen Oberschicht, ehe sie ein radikal christliches Leben in Gebet und Busse beginnt.

382 nimmt Paula einen Gast bei sich auf, der heute als grösster Gelehrter der späten Antike gilt: der heilige Hieronymus. Seine glühenden Predigten zur Keuschheit bringen das heidnische und christliche Rom gegen ihn auf. Denn der Zölibat war nichts weniger als ein Angriff auf das herrschende Patriarchat, egal, an welchen Gott es glaubte. Die Ehelosigkeit kam einer Entmannung des *pater familias* gleich, dessen Macht auf seinen Nachkommen, seinem Clan, seinem Erbe beruhte. Der revolutionäre Zölibat stellte die römische patriarchale Familienordnung fundamental in Frage.

385 wurde Hieronymus mit Schimpf und Schande aus Rom gejagt. Über Ägypten gelangte er nach Bethlehem ins Exil. Bald folgten ihm Hunderte von Jungfrauen und Witwen aus den vornehmsten Kreisen, darunter auch Paula, die mit ihrem Vermögen mehrere Klöster rund um Hieronymus' kleine Behausung gründete. Dort verfasste der Gelehrte ein Traktat nach dem andern – etwa «De Virginitate» («Über die Keuschheit»). Hans Conrad Zander: «Finanziert von der heiligen Paula, überfluteten seine Streit-

Die christliche Keuschheit hatte einen nicht zu unterschätzenden emanzipatorischen Nebeneffekt.

schriften für den Zölibat [...] das Römische Reich.» Das Keuschheitsgelübde wird heute als wichtiger Grund für den Priestermangel und die Verknöcherung der Kirche gedeutet. Doch in seinen Anfängen war der Zölibat eine aufregende, muntere, frische Jugend- und Frauenbewegung, die schliesslich die öffentliche Meinung zum Kippen brachte, selbst im Sündenpfuhl Rom.

Die christliche Keuschheit triumphierte, und sie hatte einen nicht zu unterschätzenden emanzipatorischen Nebeneffekt: Die reichen Witwen und ihre Töchter konnten durch das Versprechen der Jungfräulichkeit ihr Geld behalten,

weil sie keinem Manne untertan waren. Mögen Begriffe wie Keuschheit mittlerweile verstaubt und lächerlich erscheinen, die anhaltende, wenn auch uneingestandene Faszination gegenüber einer auf Verzicht (Askese!) und Enthaltensamkeit (Zölibat!) ausgerichteten, letztlich triebkontrollierten Lebensweise ist ungebrochen, wie die heutige Klimabewegung mit ihrer vollkommen asketischen Ikone Greta Thunberg zeigt.

Aufstieg durch Verdienst statt Herkunft

Das Ideal der priesterlichen Ehelosigkeit geht zurück bis ins frühe Christentum. Verbindlich festgelegt und durchgesetzt wurde der Zölibat im Zuge der Gregorianischen Reformen und des späteren Zweiten Laterankonzils (1139). Da im Mittelalter das geistliche Amt mit dem Recht auf Pfründen einherging, stellten sich bei verheirateten Priestern oder Klerikern mit Kindern auch erbrechtliche Fragen: Wer alles hat möglichen Anspruch auf die Einnahmen? Wie kann man die schleichende Privatisierung des Kirchenbesitzes unterbinden?

In der Durchsetzung des Zölibats aber vor allem einen gewieften Schachzug zur Sicherung des Kirchenvermögens zu sehen, wäre eine schnöde Verkürzung der Konzilsbeschlüsse. Die Reformpäpste gingen ganz allgemein gegen die Verlotterung des Klerus vor. Sie bekämpften Ämterkauf und Vetternwirtschaft und verlangten einen vorbildlichen Lebenswandel. Der Pflichtzölibat war nur eine, wenn auch wichtige Massnahme mit einer sozialpolitischen Dimension, die für die damaligen Verhältnisse eigentlich unerhört ist: Canon (Artikel) 16 des Zweiten Laterankonzils hält fest, dass kirchliche Ämter und Würden nicht vererbt werden können, da sie aufgrund geistlicher Verdienste und nicht aufgrund von Blutsverwandtschaft verliehen werden.

Während in der mittelalterlichen Gesellschaft die Geburt über den sozialen Status entschied, konnte in der katholischen Kirche der Sohn eines einfachen Hirten aus den Abruzzen den päpstlichen Thron erklimmen. Auch wenn Coelestin V. (1215–1296) in seiner Zeit sicherlich eine Ausnahme war: Der Zölibat verhinderte die Herausbildung von Dynastien und ermöglicht bis heute den Aufstieg in die höchsten Ämter, unabhängig vom soziodemografischen Hintergrund. Das wäre angesichts der wiederkehrenden Diskussion um Bildungschancen und Herkunft zumindest eine lobende Erwähnung wert.

Der Zölibat ist eben auch fortschrittlich, revolutionär und feministisch. Und für die Gegenwart offensichtlich eine Provokation. Dass der Zölibat eine Herausforderung darstellt, ist unbestritten. Allerdings nicht nur für die betroffenen Kleriker, sondern auch für eine Gesellschaft, die insgeheim weiss, dass die mit 1968 postulierte sexuelle Befreiung den Menschen – um einen religiösen Begriff zu wagen – keineswegs von seinen Zwängen und Nöten «erlöst» hat.

Humor

Ricky Gervais gibt einen *shit* (auf alles)

Eben noch blamierte er an den Golden Globes die Hollywood-Prominenz, nun trat der britische Starkomiker in Dübendorf auf. Von Gion Mathias Cavelty

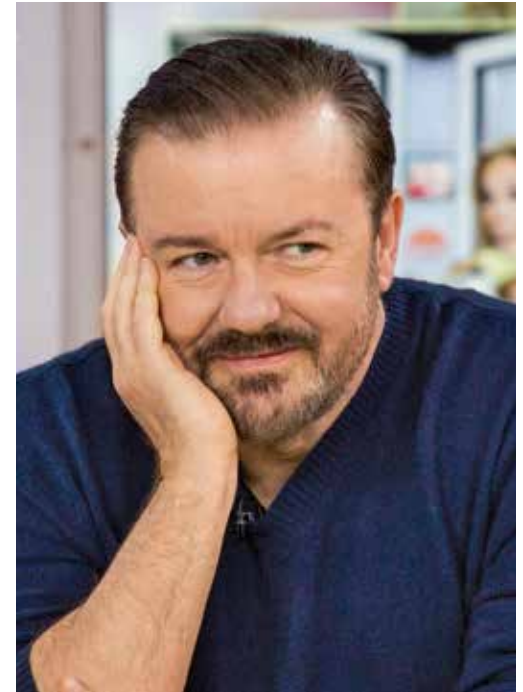
In meinem Bekanntenkreis habe ich gleich zwei Leute, die genauso ausschauen wie der britische Komiker Ricky Gervais und sich für genauso lustig halten. Sie müssen auf den gleichen Stammvater zurückgehen. Das Problem ist: Sie sind nicht lustig. Sie sind aktiv-aggressiv. Lassen einen keine Sekunde in Ruhe. Kommen einem körperlich immer zu nahe, stupsen einen, knuffen einen, fummeln an einem rum. Kennen keine Distanz, keine Grenzen. Sie gehen einem einfach *fucking* auf die Nerven. Sind schlicht eine Belästigung.

Der richtige Ricky Gervais trat am vergangenen Freitag mit seinem sechsten Comedy-Soloprogramm «Super Nature» in der ausverkauften Samsung-Hall in Dübendorf auf (Sockelmieter: die Freikirche International Christian Fellowship, was in Bezug auf den Inhalt von Gervais' Gags doch relativ lustig ist).

In einem schwarzen T-Shirt und Bluejeans betrat er um 20.10 Uhr die Bühne. Irgendwelche speziell ans Schweizer Publikum gerichteten Worte: keine. Im Folgenden verkaufte er sich ganz als den bestimmten Typus von Stand-up-«Volksaufklärer», der auf alles scheisst (in seinen eigenen Worten: «I don't give a shit»). Heisst: Nichts ist ihm heilig. Was ja eigentlich die ideale Voraussetzung für einen Komiker ist. Nur gab Gervais, der erklärte Super-Atheist, in den nächsten 75 Minuten dermassen lieblos angestrengt-unangestrengt einen *shit* nach dem anderen auf alles, dass er einem leid tun konnte.

Krebs, Aids, Sars, Zika, Baby-Hitler

In chronologischer Reihenfolge drehten sich seine Gags (die er natürlich alle «nicht so meinte», wie er vorausschickte) um: Fürze an Baby-Begräbnissen («You'd laugh even if it was your baby»); die Befürchtung, «Schindlers Liste» plötzlich nicht mehr lustig zu finden; die Notwendigkeit, behinderte Kleinkinder zu schlagen, weil sie sonst «gewinnen würden»; wie er auf Beschwerden von Zuschauern scheisst und ihnen Krebs wünscht; warum er niemals für krebskranke Kinder beten würde; Hundesex; Hundepenis; Katzenpenis («fuckstooks with hooks»); Katzenvergewaltigungen durch Tierärzte («basically»); Gott, wie er sich an seinem Schreibtisch zur Strafe für männliche Homosexuelle Aids ausdenkt und in die Arschlöcher von schwulen Afrikanern einpflanzt («They're dying anyway»), dabei aber doch ganz gerne Lesben beim Sex zuschaut; Sars; das Zika-Virus; Abtreibungen; Föten; Syphilis;



Kremierte Klitorides: Comedian Gervais.

geistig zurückgebliebene blinde Gehörlose; warum er niemals Hitler töten würde, auch wenn er eine Zeitmaschine hätte («My life is too good»); wie er (Gervais) vor einem Poster des toten Baby-Hitler masturbiert, das von seinem Sperma nur so tropft; Selbstmord in Frauenstrumpfhosen; dass es ihm egal wäre, wenn seine Mutter in der Hölle Schwänze lutschen würde («She never had her teeth in at the end»); Ratten, die die Augen von Toten herausfressen; Mägen, die bei Alten zum Arsch heraushängen; Urintests; Rektaluntersuchungen; Finger in Ärschen; Hoden; dicke, haarige Männer beim Duschen; Beinamputationen wegen Diabetes; Herzinfarkte, Epilepsie; Depressionen; Geisteskrankheiten bei Frauen; Geschlechtsumwandlungen; Preise von künstlichen Vaginen; Strap-on-Dildos; Rassismus; nackte Eskimos, die man aus Schneelöchern zerrt («Basically, an eskimo is a cold Chinaman»); Zwerge, die man zur Therapierung von Pädophilen als Schulkinder verkleidet; Kinder, die nicht sexy genug sind, um von pädophilen Lehrern belästigt zu werden; Alte, die man auf dem Friedhof zum Sterben auffordert; den bitteren Gestank von kremierten Klitorides (Plural von Klitoris); das Tourette-Syndrom; das Auffressen von Papageien.

Kurz: Ricky Gervais ging einem einfach *fucking* auf die Nerven. War schlicht eine Belästigung.



«Botenstoffe»: Megyn Kelly (Charlize Theron) und Roger Ailes (John Lithgow) in «Bombshell».

Kino

Dämon der Begierde

Roger Ailes, der den legendären Sender Fox News schuf, fiel tief wegen sexueller Übergriffe. In einer TV-Serie und im Kinofilm «Bombshell» wird sein Verhalten drastisch veranschaulicht. *Von Wolfram Knorr*

Seit Harvey Weinstein wissen wir, dass Hollywood ein Belästigungs-, Missbrauchs- und Übergriffs-Horrorkabinett ist. Dass es auch beim Konkurrenz-Medium, dem TV, nicht besser zugeht, enthüllte ein ähnlich spektakulärer Fall um den legendären Gründer der Fox News von Rupert Murdochs Fox Network: Roger Ailes («Wir verfolgen die Nachrichten nicht. Wir machen die Nachrichten»). Der Mann war ein genialer Plärrer, Wegbereiter der Fake News, der – wenn's der Sache diene – hemmungslos Gerüchte als journalistisch recherchierte Fakten hinaustrumpetete. So verbreitete er, als Barack Obama gewählt wurde, dieser sei «zu 100 Prozent in eine islamische Schule gegangen». Neben solchen politischen Höhepunkten brauchte er auch hormonell aufpeitschende Erregung, sexuelle «Botenstoffe» sozusagen, Frauen, deren Erscheinungsbild und Bereitwilligkeit davon abhingen, ob sie im Sender «etwas werden wollten». Ailes, ein Dämon der Begierde, lange unter dem Deckel gehalten, wurde 2016 durch die Moderatorin Gretchen Carlson zu Fall gebracht; sie gilt als Pionierin der MeToo-Bewegung. 2014 erschien Gabriel Shermans Buch «The Loudest Voice in the Room», das Alex Metcalf und Tom McCarthy für die Miniserie «The Loudest Voice» (sieben Folgen) auf Sky dramatisierten; und im Kino läuft nun eine weitere Version über den Unersättlichen: «Bombshell».

Während in der Serie Ailes (Russell Crowe) ungehobelt, laut und verlogen wie ein ewig geiler Dompteur die Peitsche schwingt, bis Gretchen (Naomi Watts) der Geduldsfaden reißt, bleibt in «Bombshell» der News-Chef lange ein Phantom. Die Frauen versuchen, sich gegen den allmächtigen Chef zu wehren, ohne dabei ihre Jobs zu verlieren. Megyn Kelly (Charlize Theron), die langjährige und abgebrühte Reporterin, die Moderatorin Gretchen Carlson (Nicole Kidman) und andere haben ihre einschlägigen Erfahrungen mit ihrem Chef-Fettwanst (John Lithgow), wenn er an den Rocklängen rummeckert, die Beine sehen will, Gretchen anschnauzt, weil sie ungeschminkt ins Studio kommt, und überhaupt keine Gelegenheit auslässt, die weiblichen Angestellten wie «Miezen» zu behandeln. Regisseur Jay Roach («Trumbo») und Autor Charles Randolph («The Big Short») stellen den Zwiespalt der Frauen ins Zentrum, die ein grossbürgerliches Leben führen, selbstbestimmt und ihrer Attraktivität sehr wohl bewusst, die triebgesteuerten Handlungen ihres allmächtigen Chefs demütigend und belastend finden, aber eben nicht wissen, wie sie gegen ihn vorgehen sollen, ohne ihre Privilegien zu verlieren.

Nur Gretchen Carlson hatte den Mut, die Gespräche mit Roger Ailes heimlich aufzunehmen, um ihn damit zu entlarven und in der Hoffnung, dass sich ihr damit noch andere be-

troffene Frauen anschliessen. Es dauerte lange, bis diese ihre Deckung verliessen. Schon untereinander ihre Erlebnisse auszutauschen, war heikel; jede hätte ein Spitzel sein können. Als die ehrgeizige Jungproduzentin Kayla Pospisil (Margot Robbie) die Chance erhält, ins Sanktuarium des Chefs treten zu dürfen, wird ein einziges Mal Ailes' abscheulich bräsiges Geilheit ins Bild gerückt. Eine bestürzende, abstossende Szene, aber notwendig.

Auch der kürzlich gestartete Streaming-Dienst Apple TV+ beeindruckt mit der Serie «The Morning Show», in der es ebenfalls um die sexuellen Übergriffe eines Starmoderators geht. Mitch Kessler (Steve Carell) und Alex Levy (Jennifer Aniston) haben fünfzehn Jahre gemeinsam die «Morning Show» bestritten, da muss Alex alleine vor die Kamera und bekanntgeben, ihr Kollege sei wegen sexuellen Fehlverhaltens gefeuert worden. Für Alex, die gerade dabei war, ihren Vertrag zu erneuern, hat das Folgen. Ihr Sendechef (Billy Crudup) will sie abservieren («Die Zuschauer wollen keine Witwe sehen») und dafür einen wahren Wildfang (Reese Witherspoon) vor die Kamera holen, was Alex zu Gegenmassnahmen greifen lässt. Als Alex mal Mitch besucht, beteuert er, dass alles im gegenseitigen Einvernehmen gewesen sei. «Ja», sagt sie, «auf mir lagst du dreimal.» «The Morning Show» ist von rasanter, emotionaler Wucht. ★★★★★

Weitere Premieren

Lindenberg! Mach dein Ding – Keine Frage, er war der Wegbereiter der deutschen Rockszene. Ohne ihn kein Herbert Grönemeyer, kein Marius Müller-Westernhagen und viele andere



Gnadenlos: «Lindenberg! Mach dein Ding».

mehr auch nicht. Der Sohn eines oft betrunkenen Klempners, 1946 im westfälischen Gronau geboren, trommelte lieber, statt Klempner zu werden, und machte auf dem Hamburger Kiez seine Karriere. Hermine Huntgeburth («Die weisse Massai») vermittelt ganz nett das Muff-Ambiente der Ära, durch das sich Udo mit gnadenloser Coolness seinen Weg freihaut und nuschelnd sein Ding macht. ★★★★★

Little Joe – Glück ist ein Geschäft – Was ist wichtiger, der Filius Joe oder die genmanipulierte Blume, die die Biologin Alice (Emily

Beecham) züchtete und nach ihrem Sohn benannte? Die Blume entwickelt einen sagenhaften Duft, der aber die Person, die damit in Berührung kommt, verändert – auch die des Sohns! Jessica Hausner gehört zu Österreichs eigenwilligsten Regisseurinnen («Lourdes») und verlangt vom Zuschauer allerhand, besonders bei «Little Joe». Das extrem Sterile, in Gestik und Mimik, braucht schon viel Entgegenkommen, um diesen Psycho-Horror zu goutieren. ★★★★★



Zum Davonlaufen: «Jojo Rabbit».

Jojo Rabbit – Der kleine Betzlo mit Spitznamen Jojo (Roman Griffin Davis), eben ins Jungvolk aufgenommen, ist ein grosser Verehrer Adolf Hitlers. Seine Begeisterung für ihn ist derart riesig, dass er sich den Führer zum Freund und Berater herbeimaginiert. Seine Mutter (Scarlett Johansson) hat davon keine Ahnung; sie selbst findet den ganzen Nazi-Mist zum Davonlaufen. Bei einem Trainingscamp macht sich das stramme Jungvolk unter der Leitung eines Spinners (Sam Rockwell) über Jojo lustig, weil dieser nicht in der Lage ist, ein Häschen zu töten, und als er auch noch dahinterkommt, dass Mama ein jüdisches Mädchen versteckt, gerät Jojos Weltbild völlig durcheinander. Taika Waititis Komödie (er spielt Hitler) ist über weite Strecken von schräger, turbulenter Komik. ★★★★★

Knorr's Liste

1	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★★
2	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
3	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆
4	Queen & Slim Regie: Melina Matsoukas	★★★★☆
5	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆
6	Judy Regie: Rupert Goold	★★★★☆
7	Als Hitler das rosa Kaninchen ... Regie: Caroline Link	★★★★☆
8	The Two Popes Regie: Fernando Meirelles	★★★★☆
9	Hors normes Regie: Olivier Nakache / Eric Toledano	★★★★☆
10	The Farewell Regie: Lulu Wang	★★★★☆



Körzis Hollywood

Harrywoods neues Traumpaar

Wird Meghan wieder Filmstar? Von Norbert Körzdörfer

Fliehen Prinz Harry und Meghan nach Hollywood? Vom Palast in den Pool? Nein, Los Angeles ist Paparazzi-Land. Und sie verachten Präsident Trump. Der spottete angeblich über Meghan, sie sei «nasty».

Hollywood-Gerüchte

— Sie ziehen in das relaxte Vancouver (Kanada), 2000 Kilometer von Los Angeles entfernt. Spitzname: Hollywood North, da Film-City Nummer drei in Nordamerika. Hier hat Meghan, 38, sieben Jahre gelebt, während der Arbeiten für ihren TV-Hit «Suits». Hier pflanzen sie in ihrer sechswöchigen Auszeit in einer 14-Millionen-Dollar-Villa die Flucht aus dem Königskäfig. — Es gibt Geflüster um einen geheimen Millionendeal mit dem Disney-Imperium. Bei der Londoner Premiere von «The Lion King» turtelte Prinz Harry (35) mit Disney-King Bob Iger (68): «Sie wissen, dass Meghan auch als Synchronsprecherin arbeiten kann?» CEO Iger: «Oh – wirklich?» Harry: «Sie ist sehr interessiert!» Iger: «Sicher! Wir können das liebend gerne ausprobieren. Eine tolle Idee!» Der Deal? Millionenspende für ihre *charity* «Elephants without Borders».

— Spekulation: Ein Millionen-Interview mit Talkshow-Legende und Milliardärin Oprah Winfrey (65), Idol und Freundin von Meghan. Sie ist die schwarze Queen Hollywoods. Hollywood ist ja nicht nur ein Ort, sondern ein *way of life* – und Business.

Die Obamas (!) wurden gerade für die Oscars nominiert – für ihre Dokumentation «American Factory» (China-Milliardär rettet US-Fabrik). Ex-Präsident Barack Obama und Traumfrau Michelle (Buchaufgabe von 10 Millionen) haben angeblich einen 50-Millionen-Dollar-Vertrag mit Streaming-Gigant Netflix.

Die Obamas könnten ein *role model* für Harry und Meghan sein. Die Herzogin von

Sussex ist ja in Los Angeles geboren. Sie spielte in 31 Filmen und Serien mit. Ihr Vater war Kameramann («Married ... with Children»). Sie wuchs in Hollywood auf. Sie war ein Star (1,9 Millionen Instagram-Follower), vor allem dank der Anwaltsserie «Suits».

Hollywood wird die heimkehrende *american princess* umarmen. Hollywood liebt und lebt Märchen. Wird sie wieder Filmstar? Vermutlich ist ein zweites Kind wichtiger. Aber sie könnte Filme produzieren. Firmenname: Harrywood?

Hollywood hat natürlich auch Royals. Der König: Disneys Bob Iger, der allerdings in zwei Jahren abtritt. Eine Art Prinz Philip (98) ist Kinolegende Kirk Douglas (103!), der Sohn eines jüdischen Lumpensammlers. Die Prinzen der City: der «grüne» Leo DiCaprio (45) und der wiederauferstandene Brad Pitt (56, Firma Plan B). Die Co-Prinzessinnen: Scarlett Johansson (35, zweimal für den Oscar nominiert!) und Jennifer Lawrence (29,5 Milliarden Dollar an der Kinokasse), die gerade ihr New-York-Penthouse für 14 Millionen Dollar verkauft (mit Kamin auf Terrasse). Zurück zur Sonne.

Der Buckingham-Palast ist das «Beverly Hills Hotel», mit Pool und Bungalows. Und Vancouver ist nur einen Dreistundenflug entfernt (oder 24 Stunden mit dem Rolls Royce) und liegt in derselben Zeitzone. Kultregisseur Roland Emmerich: «Ein Hollywood light!»

Kanadas Premier und Film-Fan Justin Trudeau (48) freut sich auf das Traumpaar: «Sie sind hier unter Freunden!» Und im Commonwealth – mit der Queen als Staatsoberhaupt. Heimweh? Harry muss nur auf die 20-Dollar-Note blicken – und er sieht seine «Oma» Elizabeth II.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Mondlandung

Von Andreas Thiel

Kommentator: Die Mondfähre der EU ist nun auf der Rückseite des Mondes gelandet. Die Luke öffnet sich. Ursula von der Leyen setzt ihren Fuss auf den Mond. Frau von der Leyen, hören Sie mich?

Von der Leyen: Als wären Sie mit mir hinter dem Mond.

Kommentator: Tausend Milliarden Euro hat diese Mondmission gekostet.

Von der Leyen: Es ist eine grosse Summe für Europa, aber eine kleine Summe für uns.

Kommentator: Hinter Ihnen steigt nun Simonetta Sommaruga aus der Mondfähre. Frau Sommaruga, was bedeutet Ihr Fuss auf dem Mond für die Schweiz?

Sommaruga: Hiermit eröffne ich die erste Klimakonferenz auf dem Mond. Es ist wichtig, dass die Schweiz dabei ist.

Kommentator: Weshalb?

Sommaruga: Als Teil der Welt ist die Schweiz für den Mond mitverantwortlich.

Kommentator: Sie und Frau von der Leyen wollten Europa zum ersten klimaneutralen Kontinenten machen. Das ist Ihnen misslungen. Nach dem Erlass strenger Emissionsgesetze und den damit verbundenen Klimasteuern ist die Wirtschaft zusammengebrochen.

Sommaruga: Umso wichtiger ist diese Mondlandung. Sie wird der Klimabewegung neuen Schwung verleihen.

Kommentator: Die Schweiz hat Ihre Reise zum Mond komplett klimakompensiert durch Milliardenzahlungen an Myclimate. Was hat Myclimate mit diesem Geld gemacht?

Sommaruga: Myclimate hat den Mond zertifiziert.

Von der Leyen: Hiermit erkläre ich den Mond für klimaneutral.

Sommaruga: Die Erde wird vielleicht nie klimaneutral sein, aber mit dem Mond haben wir mehr erreicht, als wir erhoffen konnten.

Von der Leyen: Hiermit erklären wir den Mond zum ersten klimaneutralen Trabanten der Welt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Zukunftsmusik mal zwei

Das Opernhaus Zürich feiert seinen neuen Chef; im Zürcher «Münsterhöfli» wird frisch aufgetischt. Von Hildegard Schwaninger

Der zukünftige Generalmusikdirektor des Opernhauses Zürich, Gianandrea Noseda, ab 2021 Nachfolger von Fabio Luisi, der ein Jahr früher als ursprünglich geplant aufhört, gab seinen Einstand als Konzertdirigent (Opern hat er schon vorher am Opernhaus dirigiert, «Der feurige Engel» von Prokofjew und Verdis «Macbeth») – und es war unübersehbar: Das Publikum liebt ihn und das Orchester auch. Das Konzert war ein voller Erfolg. Noseda dirigierte Franz Schuberts Ouvertüre zu «Die Zauberpfeife» («Rosamunde»), Felix Mendelssohn Bartholdys «Schottische» sowie «Variationen über ein Rokoko-Thema» von Peter Tschaikowski für Violoncello und Orchester. Violoncello spielte der 1988 geborene Armenier Narek Hakhnazaryan. Als Zugabe beglückte er das Publikum mit einem Lied aus seiner Heimat, das er auf dem Cello spielte und zu dem er sang. Dirigent Noseda sass bei dieser fast meditativen Darbietung auf der Bühne hinter dem Orchester – und hörte mit geschlossenen Augen zu. Intendant Andreas Homoki kam zweimal mit einem riesigen Rosenstraus auf die Bühne, erst für Hakhnazaryan, dann für Noseda. Die so Beschenkten gaben den Straus – chevalereske Geste – an zwei Geigerinnen weiter. Homokis Vorgänger Alexander Pereira pflegte jedes Mal, wenn er auf der Bühne einen Blumenstraus überreichte, einen Kniefall zu zelebrieren (man sprach bereits von inflationär), diese Zeiten sind vorbei. Kniefall – das war Wiener Schule, Homoki

kommt aus Berlin, da geht es nüchterner zu. Im Publikum sah man den musikalischen Weltstar Cecilia Bartoli, die Mezzosopranistin und Intendantin der Salzburger Pfingstfestspiele, mit ihrem Ehemann, Bariton Oliver Widmer. In der Dirigentenloge sass Lucia Noseda, die Frau des zukünftigen Chefdirigenten, der auch das National Symphony Orchestra (NSO) in Washington leitet. Was er als Nächstes in Zürich dirigieren wird, wird an der Pressekonferenz am 6. März bekanntgegeben. Auf jeden Fall in der Saison 2021/22 den «Ring des Nibelungen» von Richard Wagner, den sich Hausherr Homoki selbst als Regisseur vornimmt.

Jetzt ist es so weit: Das Restaurant «Münsterhof», genannt «Münsterhöfli», ist in neuen Händen. In denen von Gastro-Talent Michel Péclard, der hier vor 23 Jahren seine Unternehmerkarriere begann und sich seither eine starke Position unter Zürichs Gastro-Königen geschaffen hat. Wie macht er das? Mit einem Gespür für die richtigen Mitarbeiter zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Einen guten Schachzug hat er auch mit Jacky Donatz gemacht, der seit seinem – offiziellen – Rückzug aus der Gastronomie immer wieder in Péclard-Betrieben am Herd stand und bei Péclard-Anlässen Mit-Gastgeber spielte. Bei der «Münsterhöfli»-Eröffnung letzten Freitag sass dieses Gastro-Urgestein am runden Tisch im unteren Stübli und hielt Hof. So, als wäre er ein Leben lang hier



Fast verliebt

Die Gefährten

Von Claudia Schumacher

Janka sass an diesem Samstagmorgen vor einem Blatt Papier und kaute auf ihrem Bleistift herum. In zwei Stunden würde sie bei ihren Grosseltern sitzen und sie über

das Geheimnis ihrer Liebe ausfragen. Sie wollte die zwei dabei filmen und Kopien für die ganze Familie machen, als Andenken für die hoffentlich ferne Zukunft, in der die beiden nicht mehr leben würden. Als Janka die Idee gekommen war, dachte sie, tausend Fragen zu haben. Aber jetzt liefen sie alle auf dieselbe hinaus: «Wie zur Hölle haben die beiden es fast siebzig Jahre lang miteinander ausgehalten?» Janka war sehr früh aufgewacht, weil sie plötzlich Gedanken quälten, die mehr mit ihr selbst als mit ihren Grosseltern zu tun hatten. Bisher hatte sie noch keinen Mann länger als ein paar Jahre ertragen. Am Ende litt sie immer fürchterlich. Schon oft hatte sie gedacht: «Das ist die grosse Liebe!» Aber nach der Trennung wertete sie die Beziehungen ab. Das war einfacher, als sich einzugestehen, wie oft sie sich getäuscht hatte. Ihre Grossmutter hatte die Liebe ihres Lebens schon mit achtzehn Jahren gehei-



Im Publikum: Opernstar Bartoli.



Immer fröhlicher: Péclard (l.), Fielding.



Sinn fürs Schöne: Petermann (l.), von Hohenzollern.

gesessen. Donatz soll eines der Aushängeschilder des neuen «Münsterhöfli» sein, jemand, der oft da ist und am Stammtisch sitzt, so dass einsame Esser sich weniger einsam fühlen. Früher galten die Barmaids als Ankerplatz für die Seele, in Zukunft könnte es Jacky Donatz sein. Bei der Eröffnung war er umringt: Aus der Nachbarschaft kam der Generalmanager des «Savoy», **Werner Knechtli**, mit Partnerin **Marlen Schweineberg**, Financial Controller beim Verwaltungsgericht. **Shawne Fielding** und **Patrick Schöpf** waren auch da. In der Küche steht **Moritz Prinz von Hohenzollern**, der Jura studiert hat, aber im Gastgewerbe seine Leidenschaft für den Herd auslebt. Ganz früher war er Koch im «Waldhaus» in Flims, zuletzt ein Jahr im Hotel «St. Gotthard» in Zürich.

Der obere Stock ist das neue Reich von **Iris Petermann**. Sie hat dem Raum ihren eigenen Stempel aufgedrückt. Blumen, Licht und Farben. Schöne Gedecke mit erlesenem Tafelgeschirr. Iris Petermann ist schon bei **Horst Petermann** in den «Kunststuben» in Küsnacht (das Paar führte den Gourmettempel viele Jahre lang) mit ihrem Sinn für alles Schöne aufgefallen und führte zuletzt in Malans die Wirtschaft «Weiss Kreuz». Michel Péclard hat ja immer eine grosse Schnauze – und je länger der Abend, desto fröhlicher wird er. So beschwor er den Vergleich mit der «Kronenhalle» herauf, denn auch im «Münsterhöfli» hängen viele – sehr passable – Bilder an den Wänden. Nur: Die «Kronenhalle» ist die «Kronenhalle», und das «Münsterhöfli» ist das «Münsterhöfli». Vergleiche sind immer etwas ungünstig. Aber dass dem «Münsterhöfli», so, wie es jetzt aussieht, eine gute Zukunft bevorsteht, daran zweifelte an dem Abend niemand.

Im Internet

www.schwanningerpost.com

ratet. Einen Moment lang war Janka neidisch. Wann würde sie selber mal Glück haben und den Richtigen finden?

Zur selben Zeit stand Erna, Jankas Grossmutter, in ihrer Küche, bestrich zwei Scheiben Brot mit Konfitüre und holte die Tabletten. Da dachte sie an Janka und musste lachen. «Rockstars», hatte ihre Enkelin einmal gesagt, «ihr lebt wie die Rockstars» – weil Erna und Paul immer ausschliessen ohne Wecker, dann erst mal «Pillen einwerfen», wie Janka es nannte, und sich nach Lust und Laune noch mal für ein oder zwei Stunden zurück ins Bett legten. Erna dachte an das Interview, das ihre Enkelin nachher führen wollte, über das «Geheimnis» ihrer langen Liebe. Sie hatte Janka gleich gesagt, dass es da kein Geheimnis gebe – aber jetzt überlegte sie trotzdem. Sie war einfach anders an die Sache herangegangen. Wenn sie an all die netten Männer dachte, die

Janka schon zu Familienfesten mitgebracht hatte, herrje: Es war doch einer so gut wie der andere gewesen. Aber Janka konnte nicht aufhören zu suchen, bis alles perfekt war. Das wäre Erna nie in den Sinn gekommen. Sie hatte ihren Paul jung geheiratet – war er ein Märchenprinz? Natürlich nicht. Aber sie hatte ja auch ihre Stimmungen. Einmal hatte sie sich sogar in einen anderen Mann verliebt und war vier Tage nicht nach Hause gekommen. Als sie zurückkam, stellte er ihr keine Fragen. Die Ehe ist nichts für schwache Herzen. Beide hatten sie nie erwartet, miteinander zu verschmelzen – manches teilte man besser mit anderen. Was war also das «Geheimnis» ihrer langen Zuneigung? «Respekt und Distanz», würde sie Janka sagen. Und dass man für sein Glück selber verantwortlich ist – niemand sonst.



Unten durch

Gummiball

Von **Linus Reichlin**

Ich war auf Gran Canaria, wo alle im Winter hinfliegen, aber es war nicht so richtiges Bikiniwetter. Nicht, dass ich einen Bikini dabei gehabt hätte, das Tragen von hängemattenähnlichen Oberteilen und dreieckigen Höschen überlasse ich den Frauen. Ich trage beim Baden lieber eine knielange gelbe Shorts-Hose, die den Nachteil hat, dass sie sich sofort mit Wasser vollsaugt und mir dann beim Schwimmen wie ein Kartoffelsack am Hintern hängt. Wenn ich mit den Beinen eine kräftige Schwimmbewegung mache, rutscht sie mir zu den Knien runter, und das kann in Meeresregionen, in denen viele kleine Kinder mit Taucherbrillen leben, peinlich werden. Die tauchen dann mit beschlagener Taucherbrille auf, prusten Wasser aus dem Mund und schreien: «He Leute, ich hab einen Pimmel gesehen!» Einmal nach einem sogenannten Köpfler vom Motorboot rutschten mir die Shorts im Bruchteil einer Sekunde runter bis zu den Zehen. Durch ein instinktives Zusammenpressen der Füße konnte ich die Hose im letzten Moment festklemmen. Das sind die Abenteuer, die heutzutage im Meer auf den zahlenden Gast warten. Mir ist klar, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis ich meine Shorts an den Ozean verliere. Sie werden dann mit der Strömung ganz langsam in Richtung Amerika treiben, begleitet von majestätischen Pottwalen und geisterhaften Medusen, die die weissen Bänder meiner Shorts für Liebestentakel halten und sich mit ihnen einen leidenschaftlichen Ringkampf liefern. Das Meer von Gran Canaria war allerdings fürs Baden zu kalt, ich trug die Shorts diesmal nur an Land, sehr zum Leidwesen meiner Freundin, die sagte, ich sähe darin aus wie eine Warnboje auf Landurlaub.

Im Hotelzimmer zeigte ich ihr dann, wozu eine Warnboje fähig ist, wenn sie ihre Shorts auszieht. Es ging bei uns so hoch zu und her, dass die Poolgäste an unsere Balkontür klopfen und um Ruhe baten mit der Begründung, dass sie ihre Kinder nicht mehr schreien hören könnten, wenn wir so rumstöhnten. Bei der Buchung im Internet war ich auf den Hinweis «Zimmer direkt am Swimmingpool!!!» hereingefallen. Mir schien, dass die zwei Ausrufungszeichen

>>> Fortsetzung auf Seite 64

«Tolles Zimmer!!» bedeutete. Meine Freundin hingegen behauptete, es bedeute «Achtung, laut!!». Wie immer hatte das kleine Miststück recht. Unser Zimmer war sozusagen öffentlicher Raum. Wenn eins der ständig lärmenden Kinder mal musste, klopfte es tropfnass bei uns und fragte, ob es die Toilette benutzen dürfe. Wenn wir das ablehnten, klopfte kurz darauf ein knallroter Vater und nannte uns «infantophob». Wenn wir den Vater einen «widerlichen Taschenkrebs» nannten, klopfte zwei Minuten später der Hotelpsychologe, ja, richtig gehört, dieses Hotel hatte einen. Er war auch dringend nötig, denn beim Frühstücksbuffet waren stets schon eine halbe Stunde nach Eröffnung keine hartgekochten Eier mehr da, so dass es regelmässig zu Verteilungskämpfen kam. Die Kinder klauten einander die rationierten Melonenstücke von den Tellern, ganze Familien unternahmen Raubzüge, um in den Besitz der ebenfalls seltenen englischen Breakfast-Würstchen zu gelangen. Am Schluss stritt man sich sogar um den faden bayerischen Senf, das ist der Tiefpunkt menschlicher Existenz. Oder fängt der schon früher an? Fängt er schon an, wenn man eine Ferienreise bucht? Ist das schon das Ende von Vernunft und Anstand? Sind Ferienreisen im Winter in den Süden möglicherweise eine Art Geisteskrankheit, die einen in den dunklen Wochen nach Weihnachten im Schlaf befällt?

Und kaum erwacht man aus kältestarrenden Träumen, bucht man wie hypnotisiert irgendeinen Scheiss-Minute-Trip to hell! Am Schluss liegt man mit Schulter-Sonnenbrand steif auf dem Liegestuhl am Pool und kriegt für den Pauschalpreis von 2500 Franken einen roten Gummiball an den Kopf geschossen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Monument des Gamay

Von Peter Rüedi

Der Fluch des Beaujolais, so die weitverbreitete Meinung, war sein durchschlagender kommerzieller Erfolg, der Marketing-Coup des «Beaujolais nouveau», jener geschickt inszenierten Mode, die jeweils ab dem dritten Donnerstag im November sämtliche Bistros von Paris bis Tokio mit Primeur-Weinen überschwemmte, schnell produziert und normiert in Geschmack und Alkoholgehalt. Gewiss, der «nouveau» ruinierte die Marke Beaujolais gründlich, bis heute rennt jeder, der der Welt beizubringen versucht, dass eine neue Generation von Winzern in der südburgundischen Appellation auch ernsthafte Qualitätsweine produziert, gegen *moullins à vent* an, wie auch der vielleicht berühmteste Cru aus dem Norden der Appellation heisst. Allein, der Beaujolais hat noch mit anderen und weit älteren Hypothesen zu kämpfen. Eine davon ist die Rebsorte, aus der er gekeltert wird, die Gamay. 1395 erliess Herzog Philipp II. von Burgund, genannt «der Kühne», ein Liebhaber des Pinot noir, seinen geradezu alttestamentarischen

Bannfluch gegen «l'infâme et déloyal Gamay»; er unterstellte der Sorte, dass sie schädlich für die Gesundheit seiner Untertanen sei, und verbot ihren Anbau. So zog die Gamay aus dem nördlichen Burgund ins Beaujolais-Exil (und weiter ins Wallis, wo sie bis heute eine Hauptsorte ist). Infam und illoyal war freilich nicht die Traubensorte, sondern der Fürst, wie inzwischen bald 700 Jahre Geschichte des Rebbaus beweisen. Den Hautgout des herzoglichen Dekrets wurde der/die Gamay dennoch bis heute nie ganz los.

Edouard Labruyère, Chef der genannten Domaine Moulin-à-Vent, erzählte mir 2016 anlässlich einer Reportage über Beaujolais: «Wie ich 2008 aus Bordeaux nach Meursault kam, sagten mir alle: «Sei vorsichtig – Pinot noir ist sehr fragil. Vergiss alles, was du aus Pomerol über Merlot und Cabernet Franc weisst. Heute muss ich sagen: Die fragilste Sorte ist klar die Gamay.» Den Königsbeweis erbringt nun ein Beaujolais von der vulkanischen Côte de Brouilly, den die Familie Geoffray (sie bewirtschaftet die 27 Hektaren in sechster Generation) nach dem Gründer und Urahnen «Cuvée Zaccharie» nennt: ein hinreissendes Gamay-Nonplusultra aus dem schwierigen Jahr 2017. Die Menge ist limitiert, die Qualität indes so, dass die *Revue du Vin de France* nicht zögerte, angesichts der «orientalischen Aromenvielfalt» von einem «monument de gamay» zu sprechen, einem Côte de Brouilly «divin». Das mit Superlativen sonst eher sparsame Fachblatt zeichnet den Wein vor allen anderen Etiketten aus dem Beaujolais mit dem Maximum von 20/20 Punkten aus. Etwas mehr als ein Beaujolais nouveau am *zinc* darf uns das schon wert sein.

Château Thivin Côte de Brouilly Cuvée Zaccharie 2017. 13,5%, Fr. 40.–. Real Wines, Stallikon. office@realwines.ch



Salz & Pfeffer

Sinn für Genauigkeit

Von David Schnapp

Noch nicht ganz ein Jahr arbeitet der 34-jährige, eidg. dipl. Küchenchef Thomas Bissegger als kulinarischer Verantwortlicher in der Zürcher City. «1904» heisst

das Restaurant, das die beiden erfolgreichen Ostschweizer Medizintechnik-Unternehmer Andreas Bänziger und Florian Kamelger zusammen mit der britischen Automarke Aston Martin realisiert haben. Es ist ein mutiges Projekt, das Anerkennung verdient: Das Lokal ist den ganzen Tag geöffnet, in der Lounge lassen sich Meetings abhalten, mittags gibt es einen Business-Lunch, und abends kochen Bissegger und sein Team in der offenen Küche gross auf.

Der Aargauer ist nicht die typische Besetzung für ein Restaurant mit Ambitionen. Er hat nicht bei einer Reihe von Spitzenchefs gelernt, sondern war Berufsschullehrer, aber auch Teilnehmer an nationalen und internationalen Kochwettbewerben. Dafür braucht es Fähigkeiten wie Disziplin und einen schon leicht ins Neurotische driftenden Sinn für Genauigkeit. Das sieht man den Tellern im «1904» an, sie haben keine Tendenz zur forcierten Komplexität, sondern wirken übersichtlich und akkurat.

Optische Zurückhaltung wird gepaart mit aromatischem Feinsinn, oft geben Früchte den Gerichten eine eigene Richtung: fermentierte Pflaumen zu rohem Kingfish und Bohnen oder Blaubeeren zur leicht temperierten Lachsforelle aus dem Kanton Schwyz.

Gekonnt setzt Thomas Bissegger die Möglichkeiten der Küchentechnik ein, Salatblätter werden mittels Vakuum mariniert, Varianten der Fermentation ziehen sich wie ein roter Faden durchs Menü, und Raucharomen überziehen eine Entenbrust, aber auch ein Öl, das zu Pilzen kombiniert wird. Der Mut, spannende geschmackliche Verbindungen zu wagen und in einer reduzierten, wettbewerbserprobten Optik zu präsentieren, macht Bisseggers Küche letztlich unverwechselbar.

1904 – Designed by Lagonda, Löwenstrasse 42, Zürich. Tel. 071 694 60 50. Sonntags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Das Prinzip «Shoji Komei»

Besinnung auf wesentliche Werte: Der Mitsubishi ASX ist aufs Essenzielle reduziert und hat doch alles, was es braucht. *Von David Schnapp*

Heute habe ich im Radio einen Begriff gehört, der mir neu war: «Peak Auto» bezeichnet die Tatsache, dass der weltweite Fahrzeugmarkt seinen Sättigungsgrad erreicht hat und nun schrumpft. Dazu kommen vor allem in Europa Kosten durch strengere Abgasvorschriften oder die Elektrifizierung, was derzeit in Form von Sparrunden und Personalreduktion bei vielen Herstellern in Deutschland wie Audi, Ford oder BMW sichtbar wird. Die japanische Industrie hingegen leidet eher unter dem Handelskrieg zwischen den USA und China, der die Automobilproduzenten stark betrifft. Nissan hat bekanntgegeben, seine Produktionskapazitäten um 10 Prozent weltweit zu senken.

Kommen härtere Zeiten, besinnt man sich auf das Wesentliche, und da sind japanische Autohersteller längst Meister der Praxis. Kürzlich fuhr ich den Mitsubishi ASX, ein Kompakt-Crossover-Modell mit angenehm hoher Sitzposition und Allradantrieb. Es ist eines dieser Fahrzeuge, die eigentlich fast alles haben,

was man so braucht, aber trotzdem angenehm reduziert wirken. Oder, wie man es in Amerika ausdrücken würde: «No bullshit.»

Die Bedienung der Klimaautomatik oder die Tasten für die Sitzheizung wirken solid, dafür muss man sich nicht durch irgendwelche Untermenüs auf einem berührungsempfindlichen Bildschirm klicken, um die Temperatur zu verstellen. Die Sitzheizung etwa wird durch einen simplen Kippschalter in zwei Stufen eingeschaltet, die Klimaautomatik wird über schlichte Drehschalter bedient. In der Ausstattungslinie «Diamond» ist ein Entertainment-System mit Smartphone-Link, DAB+-Radio und Tomtom-Navigation eingebaut. Einen schlüssellosen Zugang gibt es ebenso wie getönte Scheiben ab der B-Säule, ein Panorama-Glasdach oder eine Rückfahrkamera.

Der japanische Weg

Der überarbeitete ASX, der am Genfer Auto- salon 2019 erstmals vorgestellt wurde, fällt äusserlich durch eine überarbeitete Front auf,

die dem Auto ein recht dynamisches Gesicht gibt. Im Innern arbeitet ein neuer 4-Zylinder-Saugmotor mit 150 PS, der in meinem Test durchschnittlich 7,5 Liter Benzin auf 100 Kilometer verbrauchte, was ein ausgezeichneter Wert ist. Er ist über ein CVT-Getriebe mit dem Allradantrieb verbunden, der über eine zuschaltbare Differenzialsperre verfügt und wahlweise auch auf reinen Vorderantrieb umgeschaltet werden kann.

Das alles kommt in einer spektakulären Unaufgeregtheit daher, die japanische Autos oft auszeichnet. Zu den unternehmerischen Grundsätzen, die man bei Mitsubishi definiert hat, gehört der Ausdruck «Shoji Komei», was so viel wie Integrität und Fairness bedeutet und was bei genauerem Hinsehen bei Autos wie dem ASX ziemlich gut in die Praxis überführt wurde: in ein gutes Auto ohne viel Schnickschnack, mit fünf Jahren Herstellergarantie und zu einem sehr anständigen Preis.

Mitsubishi ASX 2.0 Diamond CVT 4WD

Leistung: 150 PS / 110 kW; Hubraum: 1998 ccm
Max. Drehmoment: 195 Nm (bei 4200 U/min)
Höchstgeschwindigkeit: 190 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 12,2 sec
Verbrauch (WLTP): 8,2 l / 100 km; Preis: Fr. 32.990.–



Tamaras Welt

Alexa, ist mein Mann untreu?

Alltagsgeräte decken immer öfter Seitensprünge auf. Wer nicht beim Fremdgehen erwischt werden will, sollte sich mit moderner Technik besser auskennen. *Von Tamara Wernli*

Als damals die Ehe von Sängerin Gwen Stefani mit Gavin Rossdale in die Brüche ging, war der Verräter die iCloud. Der Online-Dienst speichert Daten und Fotos und verwaltet sie synchron auf verschiedenen Geräten. Die Nacktfotos, die der Gatte und das Kindermädchen austauschten, und die Nachrichten für ihre Sex-Treffs wurden von einer Angestellten auf dem iPad der Kinder entdeckt. Dummerweise wurde der iPad der Kids mit der iCloud von Daddy synchronisiert.

Die Sport-Tracking-Uhr Fitbit war Auslöser für die Trennung eines Paares in den USA. Beide trugen den Fitness-Tracker, das Armband, das einem klarmacht, dass man ein fauler Sack ist. Dumm nur, dass sie die Uhren synchronisierten, um sich gegenseitig sportlich zu motivieren. So fielen der Frau ungewöhnliche sportliche Aktivitäten ihres Partners mitten in der Nacht auf. Auf Twitter schrieb sie: «Spoiler-Alarm: Er hatte keinen Fitnesskurs um vier Uhr morgens.»

Dass Alexa einem nicht nur gutgesinnt ist, musste ein Mann erfahren, dessen Frau die Beziehung aufgrund der Aufzeichnungen des Sprachsteuerungs-Tools beendete. Fatalerweise speicherte das Archiv die Befehle. Wie die *Sun* weiss, fand die Gattin dadurch heraus, dass zu bestimmten Tageszeiten romantische Musik abgespielt und ungewöhnliche Geräusche aufgenommen wurden – während sie mit den Kindern weg war. So habe sie ihren Mann im Wohnzimmer sagen hören: «Spiele mir Liebeslieder.»

Es ist natürlich nicht immer so, wie es aussieht. Aber: Moderne Technik erschwert ganz offensichtlich Seitensprünge. Fahrlässig abgesicherte Fotos und Liebesbriefe in gemeinsam genutzten Computern, Fitness-Tracker, aber auch sogenannte Spy-Apps, die man auf dem

Smartphone installieren und mit denen man jederzeit den Aufenthaltsort einer Person bestimmen kann, machen die fast vollständige Überwachung der besseren Hälfte relativ einfach möglich.

Bei einigen mag jetzt der Alarm im Kopf klingeln, aber es geht dabei längst nicht nur um Beweise zur Dokumentation von Ehebrüchen: Wir haben uns generell zu einer überwachten Spezies entwickelt – ganz freiwillig. Viele unserer Tätigkeiten werden heute von Unternehmen auf irgendeinem Server gespeichert, sei es durch die Nutzung sozialer Medien oder von Apps und Gadgets, und gegen diese fremdgesteuerte Aufsicht sind wir nicht gewappnet. Denn die meisten Menschen haben ja keine Ahnung, wie der persönliche Butler Alexa oder die Fitness-Uhr genau funktionieren, was für eine Technologie den Geräten zugrunde liegt. Sie wissen nicht, wer, was, wo, wann von ihnen sieht oder wofür genau der Hersteller ihre Daten verwendet. Es erinnert an Affen im Zoogehege, die vom Publikum bestaunt und deren persönliche Daten im Kästchen nachgelesen werden können – nur sind in dem Fall wir die beobachteten Primaten.

Das Kuriose daran ist: Es ist den Leuten offenbar egal. Sie scheinen sich nicht daran zu stören, unter permanenter Beobachtung zu stehen. Viele kommen nicht einmal auf die Idee, die Nutzung ihrer persönlichen Daten durch Fremde und was das für ihre Privatsphäre bedeutet, zu hinterfragen. Das grosse Angebot an lustigen Apps und Gadgets lässt sie ihre Vorsicht verlieren und in hektischer Vorfreude die vielen Jas im Vertrag ungeniert anklicken – ähnlich wie beim Kleingedruckten, das wir meist ignorieren. Es ist eine bekannte Firma, denken wir, es wird schon seriös

sein. «Alexa, spiel meine Lieblingsmusik!», «Alexa, dimm das Licht!», «Alexa, bestelle die Vitamin-D-Tabletten! Hoho!». Die kindliche Erregung, die einige Erwachsene mit ihren Gadgets an den Tag legen, ist bemerkenswert.

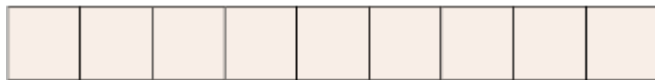
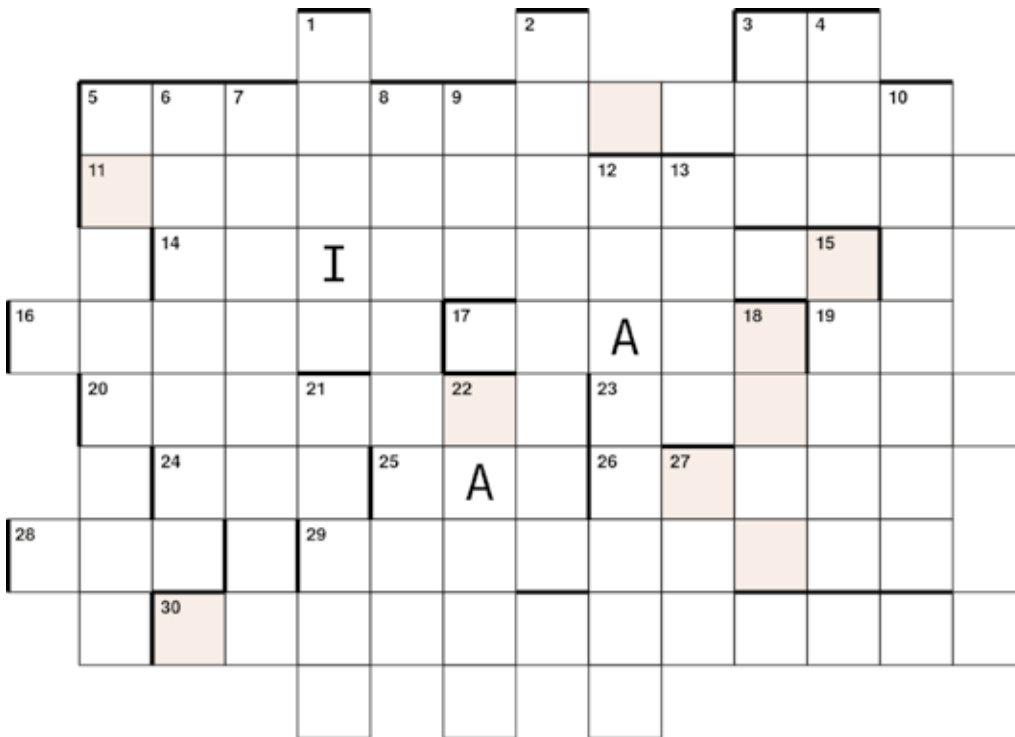
Mein Wissen über Technik ist zwar von totaler Ahnungslosigkeit geprägt, aber sogar ich verstehe, dass diese Alexa kein Gehirn hat, meine Sprache nicht versteht und darum die gespeicherten Daten permanent an ein anderes Gerät, den Server, gesendet und abgeglichen werden müssen. Der Gedanke, dass ein Mikrofon im Haus läuft und meine Gespräche aufzeichnet, lässt mich schaudern. Nicht unproblematisch ist laut Datenschützern auch die beliebte Face-App, mit der man sich digital um Jahrzehnte älter machen kann. Das Unternehmen, das hinter der aus Russland betriebenen App steckt, speichert Bilder und Daten seiner User ab und nutzt sie gezielt, um personalisierte Werbung zu schalten. Kritisch sei gemäss den Datenschützern auch, dass «im Falle eines Verkaufs der Applikation auch die Nutzerdaten an den neuen Eigentümer übergeben» würden, schreibt die *NZZ*. US-Politiker haben vor der App gewarnt.

Natürlich kann man einwenden, dass man ja keinen Seitensprung und auch sonst nichts zu verbergen hat und es keine Rolle spielt, ob ein Unternehmen bestimmte Dinge über einen weiss und auf seinem Grossrechner aufbewahrt. Gewiss. Aber gemäss dieser Logik müsste man es auch für vertretbar halten, wenn sich im Restaurant ein Unbekannter zu einem an den Tisch setzt, dem Gespräch zuhört und sich Notizen macht.

Wir können nicht mehr in die Steinzeit zurück. Aber ein bisschen Paranoia dünkt mich angebracht, und in einer technologisierten Welt es ist wohl nicht das Dümme, ein My Grundkenntnisse zu haben über die Geräte und Dienste, die man in Anspruch nimmt.

Ich dachte, ich schreibe das hier mal auf. Um Ihnen vielleicht irgendwann den Paartherapeuten zu sparen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Beispielsweise Klassensprecher

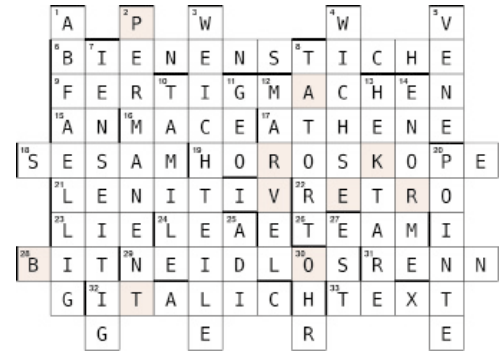
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **3** Nicht Müllers Kuh, sondern Müllers Esel. **5** Danach – schnipp, schnapp! – ist ein Teil des Teils ab. **11** Sogar noch starrer als halsstarrig oder strenger als strenggläubig. **14** Multimediale mentale Vorstellung, erfährt beim Filmeinen Abriss. **16** Nimmt bei Kreisen mit expandierendem Durchmesser und beim Esser mit exzessivem Speisen zu. **17** Wird nach dem Gottesdienst immer auch mit einer Portion Nächstenliebe serviert. **19** Exponiert, appliziert, das Exponentialfunktionsargument. **20** Die Inhaberin eines Inhabers explodiert relativ kontrolliert nach einem Klaps auf den Po. **23** Addiert Fliegenbeine oder Erbsen, defäkiert Tüpfli oder Korinthen. **24** Ist der Nigel- oder Funkelnagel. **25** En Gaule moderne der tiefgelegene Teil des Gauls. **26** Mindestens zwei Zweier-Mann-, -Frau- oder -Mann-Frauschäften. **28** Qualifiziert einen als qualifiziert oder trainiert. **29** Ist bekanntlich die Aufgabe von Taktangebern und Hosenträgern. **30** Tranchiertes tranchiert: Damit wird das Holzboot repariert oder die Raucherlunge tapeziert.

Senkrecht — **1** Was die schmucke Madame zeitweise trägt, wird bei Nichtgebrauch zum Beispiel darin abgelegt. **2** Kriegt die planlose Niete – mittig munter – nix. **3** Gibt's einmalig zweimalig, also lediglich im Doppelpack. **4** Bedauerlicherweise als Substitution bei «Fünfer oder Weggli» meist keine Option. **5** Die mit unserem planetaren Nachbarn homophone patentierte Unbekannte stammt von dort. **6** Ziemlich dicker, beinahe schicker, sinnbildlich ungeschickter Trompeter. **7** Einer der taktisch durchdacht Spiel- oder Feldzüge macht. **8** Dreifach verfilmter englischer Kater. **9** Der Grischuner Grossätti ist bei stop sofort immerfort. **10** Können Neider bloss reflexiv, leider. **12** Besonders dogmatischer Zisterzienserdogmatist, tönt ein bisschen nach Luftartist. **13** Der vielleicht nicht poetische, aber dafür onomatopoetische Hinweis lautet: Tut, tut! **15** Rick zudem blendend ins Auge stechender stechender Blick. **18** Ursprungsort des paraffinierten Kaas und eher schlechtes Versteck für die Larve im Speck. **21** Rollt bei Hochkonjunktur nicht nur im Osten. **22** Beim eher schwer laut aussprechbaren Laut spielt auch die Knolle eine Rolle. **27** Hat verkleinert als kleinere Hausarbeit für Kleine sogar pädagogische Wirksamkeit.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 650



Waagrecht — **6** BIENENSTICHE **9** FERTIGMACHEN **15** AN sich = eigentlich **16** MACE: engl. Streitkolben/Reizgas **17** ATHENE **18** «SESAM, öffne dich!» aus Ali Baba **19** HOROSKOPE **21** LENITIV: lindernd, Wesfall = Genetiv **22** RETRO **23** LIE: engl. liegen/lügen **24** (Koh)LEA(nteil): lat. Löwin **26** There is no I in TEAM. **28** BIT **29** NEIDLOS: Gelb (Neid) fehlt. **31** (Lola) RENN(t) und Usain Bolt **32** ITALIC: engl. italisch oder kursiv **33** TEXT

Senkrecht — **1** ABFAELLIG **2** PERMANENT **3** WEICHTEILE **4** WICHSE **5** VENE **7** IENSEITIG: «über den Jordan gehen» = sterben **8** TATORT: Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett. **10** TAMILE **11** GEO (cacher) **12** M[ARVE]L Comics: engl. Mirakel **13** Eine HEKTARE entspricht 100 Ar(e). **14** ENORME **20** POINTE **25** ADI: Gebrüder Adolf (gründete Adidas) und Rudolf (gründete Puma) Dassler **27** EST: franz. Ost, lat. ist **30** OHR(wurm)

Lösungswort — **PARKVERBOT**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.

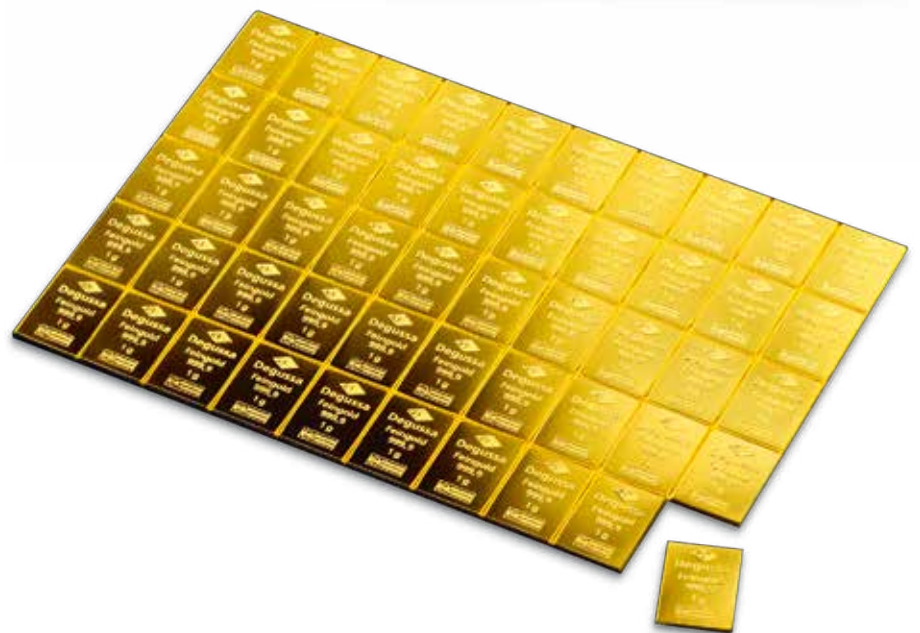


GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON